EDITOR

Rev. Jos. S. Heidt, O.M.I.

MANAGER

Rev. Hugo M. Loran, O.M.I.

MARIENBOTE

Zeitschrift für die katholische Familie

Vll Jahrgang März 1939 Bd. 2, Nr. 6



Subscription Price

A year in advance	$1.00
Single copies	10c
Club rate, 25 copies	$1.50
Foreign, per year	$1.25

Advertising Rates
On application to Business Manager.

Checks and Money Orders
should be made payable to
DER MARIENBOTE.

Change of Address
Both old and new address should always be given at least two weeks before publication.

Manuscripts
submitted to the editor should be typewritten. Unsolicited material cannot be returned unless accompanied by postage.

TRIAL COPIES
Sent free on request to all prospective subscribers.

Renewal
Renewal of subscription remitted after the 25th of the month will be entered only in the following month.

To the memory of His Holiness Pope Pius XI
this issue is respectfully dedicated.

INHALT

CONTENTS



PAPST PIUS XI

Von P. W. Merx, O.M.I.

Es ist noch nicht sehr lange her, da opferte ein Mann sein Leben auf für die Erhaltung des Friedens. Das war in den angstvollen Tagen Ende September 1938. Und es scheint, dass der Herrgott das Opfer angenommen hat. Jetzt, wo die Nachrichten sich häufen, dass in Spanien in kurzer Zeit ein endgültiger Friede zu erwarten sei, wo man sozusagen nur noch darauf zu warten braucht, dass das Tor zum Land des Friedens durch Niederwerfen des letzten Widerstandes aufgestossen wird, ist ein Leben, das ganz für die Erhaltung des Friedens gelebt war, zu seinem glorreichen Ende gekommen. Jetzt ruht Pius XI., dem die Welt schon den Namen "Friedenspapst" gegeben hat, in der Gruft von St. Peter, nahe dem Grabe des ersten Papstes, nahe dem Grabe jenes andern grossen Arbeiters und Beters für den Frieden, Benedicts XV., seines Vorgängers.

"Der Friede Christi im Reiche Christi" war der Wahlspruch unseres verstorbenen Hl. Vaters. Für die Verwirklichung dieser Aufgabe hat er seine ganze Tatkraft eingesetzt. Wie oft hat er den grossen Feind des Friedens verdammt: den gottlosen Kommunismus, — wie oft seinen Halbbruder, den falschen Nationalismus! Wie galt doch seine ganze Hirtensorge dem Aufbau und der Erneuerung des christlichen Familienlebens, indem er der Welt in seinen Rundschreiben die wahren Grundsätze über Ehe und Kindererziehung darlegte. Und ist nicht die echt christliche Familie die beste Hüterin der staatlichen Ordnung und so die beste Stütze gegenseitiger Liebe und gegenseitigen Verständnisses in aller Welt? Pius XI. zeigte ein grosses Herz für den Arbeiter, der von der Gunst und dem guten Willen seines Arbeitgebers abhängt. Seine Menschenwürde hat er betont, seinen Anspruch auf gerechten Lohn dargelegt, die Besitzenden hat er ermahnt, dass sie ihren Reichtum verwalten müssen, nicht um ein Schlaraffenleben zu führen, sondern um einen gerechten Ausgleich in der Welt zu schaffen. Und immer, wenn Menschen unschuldig zu leiden hatten, — Christen, Juden oder Heiden —, Pius XI. nahm sich ihrer an mit der ganzen Kraft und Macht, die sein gottgegebenes Amt ihm verlieh. Das alles machte ihn zum stärksten und wirksamsten Schützer des Friedens in aller Welt.

Wie wäre es sonst auch erklärlich, dass Hunderttausende von Menschen aller Rassen und Nationen ihn bei den Feiern in St. Peter mit aus dem Herzen kommender Begeisterung umjubelten? Was will es dagegen schon bedeuten, wenn bei den Reden und Kundgebungen unserer kleinen und grossen politischen Führer von ein paar Schreiern mit starken Stimmen und gewaltigen Lungen ein kannibalischer Lärm vollführt wird, der nach Begeisterung klingen soll, wobei aber Millionen zu gleicher Zeit heimlich die Faust ballen und mit den Zähnen knirschen!

Die Menschen haben gewusst, wer es gut mit ihnen meinte. Deshalb kam der gewöhnliche Mann immer gern zu unserm verstorbenen Hl. Vater, um den zu sehen, der ein starker Anwalt seiner Interessen war. Alle, die so Gelegenheit hatten, Pius XI. zu sehen, waren übervoll des Lobes für seine väterliche Herablassung und Güte. Deshalb braucht man sich nicht zu wundern, wenn man liest und hört von ungeheuren Menschenmassen, die ihren toten Vater noch einmal sehen wollen, bevor das Grab sich über ihm schliesst.

Aeusserlich hat Pius XI. dem Kirchenstaat seine Unabhängigkeit wiedergegeben. Er hat sein weltliches Reich nach jeder Richtung verschönert und mit den modernsten Errungenschaften ausgestattet. Man sage nicht: Das passt sich nicht für den Nachfolger des armen Fischers von Galiläa. Man sage lieber: Auch das hat zum Frieden beigetragen; denn auch durch diese äussere Unabhängigkeit, umgeben mit der Pracht eines weltlichen Fürsten, hat der Hl. Vater sich seine Weltstellung erworben.

Nun ist dieser Kämpfer für den Frieden in der Ewigkeit. Nun ruht er, — wir sind davon überzeugt —, im Frieden Gottes, dessen Stelle er auf Erden einnahm. Nun schaut er von oben herab auf diese noch so unbefriedigte Welt, nun arbeitet er weiter am "Frieden Christi im Reiche Christi."

Gedanken Zur Heiligen Fastenzeit

Von P. Jos. Schulte, O.M.I.

AM 22. Februar dieses Jahres sind wir wiederum eingetreten in die hl. Fastenzeit, auch hl. Leidenszeit genannt. Durch die Asche, welche die Kirche zu Beginn dieser heiligen Zeit aufs Haupt ihrer Kinder gestreut hat, will sie uns abermals die Wahrheit nahe legen, dass wir alle, hoch und niedrig, reich und arm, nach ein paar Jahren nur noch Staub und Asche sein werden dem Leibe nach.

Doch die Kirche will uns in dieser hl. Zeit nicht allein an den Tod erinnern. Tod und Grab ist die Endstation nur für das Leibesleben; die Reise der Seele nach dem Tode geht weiter. Sterben allein wäre eine nicht halb so ernste Sache, wenn hinter dem Tode nicht etwas anderes stände, die grosse, stille, unermessliche Ewigkeit, und zwar die eine oder die andere, die glückselige oder die unglückselige Ewigkeit, je nachdem.

Dass wir hieran denken, dass wir unter all den Geschäften des irdischen Lebens den Gedanken an die Ewigkeit nicht vergessen, dass wir unsere Seele heiligen und daran gehen, die wichtigen Angelegenheiten unserer Seele vor allen anderen Dingen im Leben zu besorgen, dazu möchte die Kirche in dieser hl. Fastenzeit uns einladen.

Sogleich am ersten Fasten-Sonntag erinnert sie uns an das Wort des Heilandes: "Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt." Ausser dem täglichen Brot, für welches der Mensch wahrlich genug zu kämpfen hat, braucht der Mensch auch ein Brot für seine Seele, das Brot der Wahrheit, und wenn er dieses nicht hat, so fängt seine Seele an zu darben und zu hungern und zu sterben.

Bei der Sorge ums tägliche Brot, ob des übermässigen Strebens nach irdischen, vergänglichen, oft sündhaften Dingen vergisst der Mensch nur allzu leicht seiner unsterblichen Seele, welche ihm doch seine eigentliche und wahre Würde verleiht. Der Geist, die Seele ist es, welche den Menschen über alle anderen irdischen Geschöpfe erhebt; ob der unsterblichen Seele ist der Mensch eben Mensch. Nicht in der schönen Kleidung, der schönen Körpergestalt, nicht in Reichtum oder hoher Stellung, nicht in der vornehmen Lebensart besteht die Menschenwürde; sondern in dem unsterblichen Bestandteile seines Wesens. An diese unsere wahre Menschenwürde denken die meisten garnicht oder nur sehr selten; sie halten nur diejenigen für gross, die es verstanden haben, sich viele Reichtümer zu erwerben oder hohe Stellungen zu erlangen. Welch eine Torheit! Welche Verblendung!

Auch Du, schlichter Arbeiter, dessen die Welt nicht achtet, auch Du, armer Bettler am Wege, in deinen armseligen, zerlumpten Kleidern bist gross und erhaben ob deiner Menschenwürde, denn auch Du trägst eine unsterbliche Seele in Dir!

Was diese unsterbliche Seele wert ist, lehrt uns die Kirche in der hl. Leidenszeit, indem sie uns hinweist auf den Gottmenschen Jesus Christus, der für unsere unsterbliche Seele so unaussprechlich viel gelitten und schliesslich am Kreuze sein Leben hingegeben hat.

Nicht für unsern armseligen Leib, sondern für unsere kostbare Seele ist ein Gott gestorben, gestorben den schimpflichsten, schmerzhaftesen Tod.

Darum, mein lieber Leser, liebe Leserin, wenn Jesus Deine Seele so hoch achtet, dass er selbst sein göttliches Leben für sie hingibt, dann sei auch Dir Deine Seele das höchste Gut, Dein ganzer Reichtum, Deine wahre Menschenwürde.

Und wenn Du je wieder erschlaffen solltest, wenn die Sorge ums tägliche irdische Brot, der Lärm des Alltagslebens, die verführerische Stimme der sündhaften Leidenschaften Dich wieder einschläfern wollte, so möge lauter als jede andere Stimme diese erschallen: "Rette Deine Seele!" Nichts, garnichts soll uns hindern, dem Geschäft des Seelenheiles uns zu widmen, gegen welches alles andere Nebensache ist. Bedenken wir, besonders in dieser ernsten hl. Fastenzeit, was der Heiland für unsere Seele gelitten hat, ihretwegen sich hingestreckt hat auf das Kreuz, ihretwegen seine Hände dargereicht hat den Nägeln, ihretwegen seine Arme am Kreuze weit ausgespannt hat! Solche Mühen, solche Peinen, solches Blutvergiessen, solches Sterben eines Gottmenschen — wie? Das alles soll vergebens sein für Deine unsterbliche Seele? für Deine Menschenwürde? für Dein zeitliches und ewiges Glück?

Sei freundlich!

Sei freundlich. Es kostet dich ja nichts, es raubt dir auch keine kostbare Zeit. Aber es kann dir oft von grossem Nutzen sein. Das Leben lebt sich leichter im Sonnenschein als unter dunklen Wolken. Jedes freundliche Wort, jeder gütige Blick bedeutet aber einen Sonnenstrahl für deine Umgebung.

Sei freundlich. Sei es aber auch dort, wo du gar keinen eigenen Vorteil davon hast. Und wenn du eine gute Tat tun willst, so tue sie ganz. Gib dem Armen, der dich anfleht, nicht mit gleichgültigem Gesichte deine Gabe, sondern schenke ihm auch einen freundlichen Blick; denn damit verdoppelt sich der Wert deines Scherfleins in den Augen des Armen.

Hast du einen "Pin" Brief erhalten?

* * *

Hast du die Antwort nicht vergessen?

Der Totalitaere Staat

Von Einem der es weiss

HAST Du schon vom totalitären Staat gehört? In Europa gibt es einige davon. Weisst Du, wie's da zugeht?

Schaust vielleicht voll Sehnsucht über's Meer und hättest Du das Geld, Du würdest mit dem nächsten Schiff hinüberdampfen. Gibt es doch drüben "Arbeit" massenweis. Auch die Jugend liegt nicht auf der Strasse herum wie in Amerika. Das ganze Land wimmelt von Leben und von Tätigkeit.

Stimmt das alles? Ja, in diesen allgemeinen Zügen stimmt's. Wenigstens auf den ersten Blick.

Aher die volle Wahrheit schaut ganz anders aus. Deshalb, bevor Du deine Koffer packst, lass dir noch einmal raten.

Du hast wohl deine Kinder lieb? — Wenn du sie ganz verlieren willst, nimm sie zu den 'totalen' Herrn hinüber. Da wird man dir gar bald erzählen, sie seien garnicht dein. Es gehört ja alles dem Staat und alles dem Führer, auch deine Kinder! Wirst dich dagegen wehren?? Hüte dich! Denn die 'Totalen' spassen nicht. Und sie bringen es in der Schule deinem Kinde bei, dass es Dir garnichts schuldet und dem Führer alles. Und sie reissen ihm die Ehrfurcht zu dir aus der Brust. Und sie stellen es als Spitzel auf, um die Partei mit Material zu beliefern gegen dich und seine Mutter. Und von der Schule geht's hinaus ins Arbeitsjahr und dann ins Heer. Und kommt er wieder heim, dein Sohn, dann ist er 'total' wie seine Lehrer und nichts mehr mit ihm anzufangen.

Hängst du an deinem Geld?? Hast wohl nicht allzu viel. Willst du aber das Wenige, was dir verblieb, verlieren, dann werde Bürger im 'totalen' Staat. Der braucht und verbraucht unerhörte Summen. Wie anders will er die riesigen Unternehmen finanzieren! All die Autostrassen, die er baut; die Kriegsrüstungen und Festungsanlagen; die Partei- und Jugendheime; die Ordensburgen und ewigen Festlichkeiten! Du wartest mit Spannung auf den 1939 Steuerzettel. Doch warte nur. Ehe der kommt, sind immer wieder "Nachzahlungen" vom letzten Jahr zu machen. Und der neue schneidet mit rücksichtslosen Erhöhungen immer tiefer in deinen armen Beutel ein. Dazu kommen die ewigen Betteleien an deiner Tür. Freilich nicht für christliche Caritas und heidnische Mission. Um so mehr aber für Auslandspropaganda, für Parteizwecke, für Sportplätze, Luftschutz und Winterhilfswerk. Von September bis April will's gar kein Ende nehmen. "Aber die Leute haben ja all Beschäftigung und können sich's doch leisten." Ganz gewiss: Arbeit haben sie und magere Löhne auch! Und jeden Monat 15 Prozent 'freiwillige' Abzüge für Arbeitsbeschaffung. Und 'freiwillige' Parteibeiträge und hohe Auslagen für 'freiwilligen' Bezug der Parteiblätter. Und zu allem Unglück musst du noch deiner vielköpfigen Familie $10 Masken kaufen für den nächsten Krieg.

Hast du auch Willen und Verstand?? Wahrscheinlich doch. Und liebst die Selbstbestimmung als Majestätsrecht deiner Seele. Und schwörst auch, dass du kein Dummkopf bist. Wilst du beide jemals opfern?? Dann geh' über den Ozean und überliefere dich den Händen der 'Totalen'. Die wissen nämlich alles. Und wer irgendwie das Gegenteil behauptet, ist ein Verräter. Ja, die werden dich das Schweigen lehren! Da heisst's zu allem Ja und Amen sagen. Und Alleluja noch dazu. Zu deren Heldentaten darf man nicht mal knurren, noch weniger Gesichter schneiden. Und im Office oder an der Arbeitsstätte darfst du niemals einen Tadel äussern. Auch nicht, wenn Herodesseelen draussen auf dem Friedhof Crucifixe zertrümmern oder in der Dorfkirche Statuen zerhauen. Ja, nicht einmal, wenn unschuldige Menschen verfolgt und zu Tod gemartert werden. Denn dein Mitarbeiter hört ja alles und notiert es sich. Und die geheime Polizei wird's bald wissen und wehe dem, der ihr in die Hände fällt. Bist du aber Bischof, und wagest ein Widerwort, dann wirft man dir die Fenster ein, zertrümmert dir dein Eigentum und jagt dich wie 'nen Hund in die Verbannung.

Glaubst du an Gott und Religion? — Aber sicher! Denn die sind noch der einzige Trost in diesem bitt'ren Leben. All right. Wenn du aber auch die verkaufen willst, dann vertrau' dich den 'totalen' Herrn.

"Aber die Kirchen steh'n doch offen!" Ganz gewiss. Doch die hinein geh'n, werden überwacht. Jeder, besonders die Beamten. Der Blockwart und der Spitzel an der Strassenecke zeichnen alles auf. Auch, wenn du an irgend einer Prozession teilnimmst. Möglich, dass er dich photographiert am Fronleichnamstag, wenn du vor dem Allerheiligsten die Knie beugst. Dass er dein Haus abspioniert nach den Blumen, die du zur Ehre Christi in die Fenster stellst. Dass er die Bäumchen und die Aeste zählt, die deine Lieb' dem Heiland in die Gasse stellt. Und das mag dich deinen 'job' kosten und dein täglich Brot. Denn wer es noch mit der Kirche hält, der gefällt den 'totalen' Herrn nicht mehr; der ist politisch unzuverlässig; und das ist das grösste Verbrechen im 'totalen' Staat.

"Gibt's nicht auch Predigt in der Mess?" Ganz gewiss! Aber auch Kanzel-Paragraphen gibt's, mit denen man den Priestern den Mund zustopft. Und hinter den Pfeilern steh'n Spione mit Bleistift und Papier, um alles schwarz auf weiss zu haben, was aus des Priesters Munde kommt.

"Aber man glaubt doch drüben noch an Gott." Ganz recht: es ist die Staatsgewalt.

"Und der Erlöser?" Es ist der totalste, der bei den Totalen an der Spitze steht.

"Und die 10 Gebote??" Die braucht man drüben nicht. Denn die arischen Blut- und Rassemenschen sind von der Erbsünde unberührt und keiner Schwachheit unterworfen.

Wie denkst du über Freiheit? Schätzt sie sicher hoch, und sie ist es wert. Willst du dich gern in Sklavenketten stürzen, dann lass dich nieder im totalen Staat. Wirst da vor lauter Freiheit garnicht wissen, was du machen sollst. Die Presse wird tagtäglich deine heiligsten Gefühle im Schmutz herumzerren, und du darfst nicht protestieren. Als Arbeiter darfst du dir keinen 'job' mehr wählen; darfst nicht von einem schlechten zu einem besseren hinüberwechseln.

Kannst nur der einen totalen Labour-Union angehören, mit dem herrlichen Recht zu zahlen und das Maul zu halten. Musst als Beamter alle Monat einen Fragebogen füllen: über deine Angehörigkeit zu früheren Parteien; über deine Meinung vom Führer und vom "ewigen" Reich. Darfst nicht einmal grüssen wie du willst. Dein 'Grüss di' Gott' oder 'Guten Tag' musst du daheim in der Schublad liegen lassen, bis einmal bessere Zeiten kommen. Doch bis dahin heisst es Hände raus und Arme raus und Heil geschrien.

So wird's dir gehen im totalen Staat. Tagaus, tagein siehst du dich von Verrat umdroht, von Arbeitsverlust und vom Concentration Camp. Sie nehmen dich t o t a l: d. h. dein ganzes Wesen, deine ganze Kraft; dein Denken, deine Rechte; deine Kinder, deinen Gott; dein Gewissen, deine Religion; deine Freiheit und dein Geld, deinen Leib und deine Seel'. Und zu all dem werden dir die Henkersknechte immer wieder in die Ohren brüllen: "Niemals war unser Land so frei, niemals so glücklich wie gerade j e t z t."

Nur e i n s noch lass mich fragen: Brauchst du D i ä t? Brauchst fleischlose oder butterlose Kost? Dann fahr hinüber ins gelobte Land! Da gibt's im Sommer keine Zwiebel, und Fleisch nur einmal in der Woch'. Und Klatschkäs mit ganz sonderbarem Pie dazwischen. (Nimm dir 'nen Eisenmagen mit!) Und wenn der Hunger quält, tröst' ihn mit der Beruhigungspille Marke "Ley": Nicht Speck und Marmelad hat man versprochen, sondern B r o t; und das hast du bekommen! (Ja, du hast's—wenn auch mit Mais 20prozentig vermischt!) "Herzliebchen, was willst du noch mehr!"

Wie steht es mit dem Hang am L e b e n? Bist du es satt und wünschst du bald zu sterben? Dann eile dich und schiffe über'n Ozean. Und stell dich im totalen Staat an irgendeine Strasseneck und ruf: "Heil Moskau!" Und alles andere kommt von selbst. Lachst du aber gern und willst noch lange fröhlich sein, dann gehe n i c h t, sondern bleibe, wo du bist und nähre dich redlich. Denn h i e r hast du noch deine Kinder, deinen Gott, deine Denk- und Rede- und Wahlfreiheit. Da d r ü b e n findst du "Arbeit" zwar und im übrigen nichts als Ketten.

Von einem, der es weiss.

Was Leute tun koennen!

Von H. M. Burghardt, Pres. Maenner-verein, St. Mary's, Regina

In der St. Mariengemeinde, Regina, hat sich die Ortsgruppe des Volksvereins in den letzten Monaten reorganisiert und wird in der Zukunft den Namen "Katholischer Männerverein von St. Mary's" führen.

In erster Linie kennt dieser Verein an, dass die katholische Kirche, durch ihre Würdenträger, die einzige Autorität in Fragen der Religion und Sitte ist.

Dieser Verein macht es zu seiner ersten Aufgabe, alle Männer der Gemeinde, besonders die jung Verheirateten, zu einem grossen Männerverein zusammenzuschliessen, und, wenn möglich, mitzuhelfen, in allen katholischen Gemeinden die Männer zu organisieren.

Heutzutage ist es Pflicht eines jeden katholischen Mannes, Umschau zu halten und sich klar zu werden, wie und woher uns die grössten Gefahren drohen, und unsere ganze geballte Kraft ihnen entgegen zu werfen. Wir leben in einer Zeit, in der sich neue Weltanschauungen, und oft sehr gefährliche, breit machen, und der Durchschnittsmench steht ratlos da und weiss nicht, wem er folgen soll. Darum starke katholische Männervereine, soll der Ruf sein, Vereine, in denen man die wahren Weltanschauungen kennen lernt. Wenn wir uns nicht eng zusammenschliessen, so müssen wir mit der Gewissheit rechnen, dass in nächster Zukunft wir das Schicksal der Russland-Deutschen Katholiken teilen werden, und das meint Untergang. Schliesst den Stall nicht ab, wenn das Pferd schon gestohlen ist, sondern vorher. Man ist heutzutage sehr gleichgültig, man denkt, schlechter kann es nicht mehr werden, u.s.w., u.s.w. Und da täuscht man sich gewaltig, denn es kann noch viel, viel schlechter werden, und dann wird es zu spät sein, etwas dagegen zu tun.

Um bloss einen kleinen Einblick in die Tätigkeit des katholischen Männervereins von St. Mary's zu geben, führen wir einige Ziele desselben vor Augen:

A) Christliche Prinzipien sozialer und wirtschaftlicher Gerechtigkeit zu verteidigen, zu verbreiten, zu fördern und hochzuhalten, durch Aufklärung und Erziehung seiner Mitglieder in gesunden christlichen Prinzipien, die im öffentlichen Leben anzuwenden sind.

B) Die Interessen, zum Nutzen der Allgemeinheit, auf jede ehrenhafte und gesetzliche Weise zu fördern.

C) Katholiken unter sich selbst und mit ihrer Kirche in nähere Fühlungnahme zu bringen.

D) Die Anerkennung unserer gerechten Ansprüche zu verlangen, und sich mit allen gesetzlichen Mitteln gegen irgendwelche und jeden Versuch, uns Katholiken absondern zu wollen, energisch zu widersetzten.

E) Kanadischen Patriotismus zu fördern.

Katholische Männer, ist das nicht auch Ihr Wunsch? Daher auf zur Arbeit, und seht mal zu, wie Macht Eisen brechen wird. Dieses Eisen der Gefahr muss gebrochen werden, sonst schlägt sie uns den Schädel ein.

H. M. Burghardt.

Das Allerletzte Kind

Erzaehlung aus der Gegenwart

Von Christel Bröhl



GERTRUD von Moellen hat das Kind immer noch nicht in sein Körbchen zurückgelegt. Sie hält es in den Armen, leicht an sich gedrückt, und umfasst es mit dem Blick tiefer Liebe. Es hat so zarten, dunklen Haarflaum, hellblaue Aeuglein und ein rotes, geschwungenes Mündchen. Für einen Säugling ist es ungewöhnlich hübsch.

Das Schweigen im Raum nimmt eine drohende Form an. Sie spüren es beide, die Frauen, und plötzlich hebt Gertrud den Kopf und schaut Lisabeth an, die regungslos auf der Bettkante kauert. Unvorbereitet trifft sie auf einen leidenden, heissen, widerstrebenden Blick.

"Du gibst es mir doch?" stammelt sie leise. "Es ist dir doch nicht etwa leid? Was ich für das Kind tun kann, kannst du nie, Lisabeth! Du gibst es doch?"

Da gibt sich Lisabeth einen entscheidenden Ruck.

"Nimm es, Gertrud, und geh schnell — — schnell — — schnell! Geh!"

Gertrud Starnheim verharrt wie versteinert. Diese Plötzlichkeit kommt ihr überraschend. Sie kann es noch nicht begreifen, dass von dieser Sekunde an das Kind in ihren Armen das ihre ist.

"Geh!" sagt Lisabeth noch einmal und wirft sich in die Kissen. "Ich geb' es dir! Aber gelob' es mir, Gertrud, gelob' es mir, bei allem, was dir heilig ist, dass du es glücklich machst! Glücklich, Gertrud!"

Schauer gehen durch Gertrud Starnheim. Erst jetzt begreift sie das Opfer, das sie von der Mutter fordert. So kann nur eine Mutter bitten. Sie hebt die feine, der Arbeit ungewohnte Hand und umfasst die schlaffe, zitternde der ehemaligen Spielgenossin.

"Lisabeth! Gott wird das Opfer segnen, das du deinen Kindern bringst. Er wird mir helfen, einen edlen, wertvollen Menschen aus dem Kinde zu machen. Und auch du und deine vier anderen Kinder werden aufatmen können, wenn du erst wieder den Boden unter dir hast, dem du entstammst. Ist es dir recht, wenn mein Mann und sein Notar das Formelle erledigen?"

Noch einmal zuckt Lisabeths Herz auf, als Gertrud von Notar und formellen Dingen spricht. Dann ist es ganz still.

Mit dem Kinde im Arm verlässt Gertrud Starnheim erschauernd das Haus.

* * *

Es ist so still um Lisabeth Heimling geworden. Zwar hatte das kleine Kind sich kaum einmal am Tag gerührt. Nun aber ist es, als vermisse sie seinen Atem, der mit dem Ohr niemals wahrzunehmen gewesen war. Lisabeth hat sich wieder auf das Lager gestreckt und liegt nun da mit ihrem zerbrochenen Leibe und den wühlenden Gedanken.

"Heinrich, nicht wahr" — sie hält stumme Zwiesprache mit dem Verstorbenen — "an meiner Stelle hättest du auch so gehandelt? Hast du nicht immer danach gestrebt, dass etwas Besseres aus uns werden sollte? Hast du nicht tausendmal gesagt, Gott hätte uns das fünfte Kind nicht schenken sollen, wenn wir kein Brot dafür hätten? Nun hattest du wieder Arbeit und noch ehe es geboren war, verloren wir dich! Nicht wahr, ich durfte es tun? So rette ich uns alle. Ich rette die vier anderen und das Jüngste vor allem. Es ist recht getan! Es ist recht getan!"

So beschwichtigte sie ihr Herz. So betäubte sie die Stimme, die unerbittlich an ihre Brust klopfte. So erwürgte sie den Schmerz, der ihr im Kopf brannte. "Es ist gut für uns alle — — —! Heinrich, Heinrich, warum bist du gestorben?"

Die Kinder kamen vom Spiel herauf. Sie hatten Hunger. Lisabeth sah zu, wie der grösste Junge an die Lade ging und trockenes Brot hervorholte. Alle vier kauten sie trockenes Brot; es war nichts anderes da. Lisabeth dachte mit schmerzlicher Freude, dass sie bald in einen Stall gehen würde, die Ziege melken, in den Nestern nach Eiern sehen, im Garten Salat und Kartoffeln ausmachen. Die Kinder bekamen Butter aufs Brot und Käse, und wenn die Beeren in den Wäldern reif waren, alle Arten guter, kräftiger Marmeladen —.

"Fritzchen, komm mal her!" rief sie mit schwacher Stimme den ältesten Knaben.

Er kam mit scheuem Gesicht. Sie hatten alle Angst vor der Mutter, seitdem sie nur mehr litt und weinte. Aber Frau Lisabeth zog ihn nahe zu sich und betrachtete mit bohrendem Blick sein Gesicht. Dieses Gesichtchen war blass und zeigte dunkle Ringe unter den Augen.

"Unterernährt!" sagte die Mutter, und das Kind verstand das Wort nicht. "Von den langen Notjahren der Erwerbslosigkeit — — —" Ihre Hände hielten seine dünnen Aermchen, die ohne Kraft waren. "Möchtest du Butter auf das Brot?"

sagte sie plötzlich, und sie wusste nicht, wie grausam ihre Frage war. "Und feinen, weissen Käse — und Radieschen? Und — — —" Sie fiel plötzlich in die Kissen zurück und war von einem wilden Weinen geschüttelt.

Der Junge trat zurück und schaute hilflos um sich. Aber Lenchen, das älteste Mädchen, mit dem Mutterinstinkt frühreifer Grossstadtkinder, ging auf die Mutter zu und streichelte einmal über die zuckenden Schultern.

"Warum fragst du das denn den Fritz, Mutter? Nachher quengelt er und will das haben, was du gesagt hast — — Und dann haben wir es doch nicht — — —"

"Doch, wir haben es!" antwortete Frau Elisabeth und richtete sich auf.

Vier Paar Kinderaugen blitzten sie begehrlich an. Frau Lisabeth weidete sich an der Begier, die aus den fragenden Blicken sprang.

"Ich tue recht!" besann sie sich. "Ich tue wirklich recht! Die Kinder brauchen es. Für die Kinder allein musste ich es schon tun!"

"Wo denn? Wo denn? fragen die Kinder und drängen sich nah an das Bett.

"Morgen!" haucht die kranke, zermürbte Frau. "Uebermorgen! Immer! Nur heute noch nicht! Heute habe ich es noch nicht."

Die Kinder weinen und kauen weiter an ihrem trockenen Brot. Der Hunger ist gross und stark. Er überwältigt ihre Sehnsucht und lässt sie zufrieden sein mit ihrem Stückchen Brot.

Zwischen dem Essen wirtschaftet Lenchen in der Stube umher. Die Neunjährige packt alles mit gescheiten Griffen an und hat bald aus aller Unordnung Behaglichkeit geschaffen. Dabei stösst sie an das Kinderkörbchen und schreit entsetzt auf.

"Mutter, wo ist denn unser Hermännchen? Unser Hermännchen ist nicht mehr da!"

Die drei anderen drängen herzu und gucken in das leere Körbchen, während die Mutter nach Worten sucht, die sie den Kindern sagen will.

'Mutter, hörst du nicht? Das Hermännchen ist fort!"

"Das Hermännchen hat der liebe Gott geholt!"

Die Kinder verstehen es noch nicht. Nur Lena, die Aelteste, ist wie erstarrt.

"Der liebe Gott? Dann ist es ja tot? Und es war doch eben noch so munter — — — Ist es tot, Mutter?"

"Der liebe Gott hat es geholt!" antwortet die Mutter. Und immer wieder gibt sie diese Auskunft und keine andere.

Da weinen die Kinder. Sie setzen sich in die Ecken herum, und ihr verstecktes Schluchzen schlägt in Wellen gegen der Mutter Herz.

"Habt euch lieb untereinander, damit es eurem Brüderlein gut geht!" mahnt Frau Lisabeth. Und sie erhebt sich mühsam und tastet durch das Zimmer und streichelt jedem Kind über den Kopf.

Da blüht unter ihrer weichen Berührung die Kinderfreude wieder auf, und mit einem Male umschlingen vier Paar Aermchen die schwache Gestalt der Mutter. Sie hat Mühe, dem Ansturm standzuhalten. Aber sie hält stand. Sie will wieder zu Kräften kommen: Sie will! Für die Kinder, damit sie stark genug ist, das Opfer zu ertragen.

* * *

Grosse Erregungen schwächten von neuem ihren Körper, der den Willen zum Leben hatte. Da war einmal der Besuch des Notars gewesen. Es war festgelegt worden, was und wieviel Frau Heimling bekommen sollte. Sie hatte unterschrieben, keinerlei Ansprüche mehr an ihr abgegebenes Kind zu haben. Es wurde adoptiert, heim. Den Vornamen Hermann hatten sie ihm gelassen. Frau Heimling erhielt einen kleinen verlor ihren Namen und hies von nun an Starn-Bauernhof in einem freundlichen, netten, von der Kultur kaum berührten Dörfchen, und der Notar drängte darauf, dass Frau Heimling so bald als möglich umzog. Auch diesen Umzug bezahlte der Industrielle Viktor Starnheim. Dann hatte sie mit diesem Namen nichts mehr zu schaffen. Es war ihre Sache, den Hof zu bewirtschaften, dass er Ertrag brachte für sich und die Kinder. Sie war dessen zufrieden. Ein weher Gedanke zitterte noch zu dem verlorenen Kinde hin, von dem sie — gewiss absichtlich — weit entfernt wurde. Aber ihre Visionen sahen es in seidenen Windeln, in einem grossen, sonnenhellen Kinderzimmer, betreut von einer Pflegerin, die alles tat, was es wollte, sahen es, wie es die ersten Laute lallte und die ungestümen Aermchen nach Gertrud ausstreckte, die sich zum ersten Male "Mutter" genannt hören würde. Lisabeth hatte dieses Glück schon viermal erlebt; die andere aber wartete seit Jahren sehnsüchtig darauf.

"Gott wird mir helfen — — —," dachte Frau Lisabeth still und ergab sich.

Der Umzug ging vonstatten. Kinder fragen nicht und wundern sich nicht. Sie nehmen nur das Schöne und Neue, das Bessere und Freudige beglückt auf. Es gab einen Mordslärm, als Heimlings auszogen. Frau Lisabeth hatte in der Stadt mit keinem Freundschaft gehalten. Nun hiess es einfach, sie ziehe in ihre Heimat aufs Land, und die Leute billigten diesen Schritt und meinten: "Was soll sie auch mit all den Kindern hier anfangen? Besser schon, sie geht aufs Land. Da haben sie wenigstens satt zu essen."

Frau Wielertz hatte sich nicht mehr blicken lassen. Irgend etwas musste doch an ihrem Herzen zerren, und sie hatte es doch nur gut mit Heimlings gemeint. Sie schickte einen Brief, der ungelenke und fehlerhafte Schriftzüge aufwies. Darin wünschte sie Heimlings viel Glück in der neuen und besseren Heimat.

Die Kinder hatten noch niemals das Land gesehen. Die Stadt, in der sie geboren und aufgewachsen waren, hatte keine solche Umgebung gehabt. Nun sahen sie Wälder und Wiesen und Kühe und Schafe und einen schmalen, freundlichen Fluss und schwarzweisse Fachwerkhäuser. Sie schrien durcheinander vor Entzücken und Begeisterung. Sie fragten und zeigten, dass Lisabeth todmüde und abgespannt wurde. Und endlich, nachdem sie einen halben Tag mit dem Schnellzug und noch mehrere Stunden mit dem Bimmelbähnchen in ein entlegenes Tal gefahren waren, hatten sie ihr Ziel erreicht. Das Dorf lag in einem kleinen Tal, sauber und frisch zwischen vielen Bäumen. Und auf dem schmalen Bergfluss schwammen Enten. Aus den Ställen muhten die müden Kühe nach dem Melken. Ein Hund bellte. Ein Pferd wieherte. Die Burschen rauchten eine Pfeife vor dem Abendbrot und lehnten müssig in den Fenstern. Sie waren von Luft und Sonne bronzebraun gebrannt.

Die aus der Stadt kamen, schritten fremd an den Häusern vorbei. Die matte, bleiche Frau ging mit hängenden Schultern, aber die vier Kleinen sprangen über die holperige Strasse und jauchzten und schrien und brachten Aufruhr in das stille Dorf. Da standen bald alle Leute vor den Türen und kümmerten sich um die Einziehenden und nahmen teil an ihrer Freude und ihrer Sorge, wie es Sitte ist auf den Dörfern. Und die Dorfkinder nahmen die städtischen an der Hand und zogen sie mit ins Haus und in die Ställe, zeigten die Kälbchen und jungen Schweinchen, die Hühner und die Tauben und die Katze mit ihren

Jungen.

Allein ging Frau Lisabeth weiter und betrat ihren Hof, der ihre neue Heimat werden sollte. Ihr Herz weitete sich in einem Glück, wie sie es seit dem Tode ihres Mannes nicht mehr gefühlt. Das Haus war eingerichtet bis auf den letzten Raum. Es bedurfte nicht der wenigen armseligen Möbel, die Frau Lisabeth aus der Stadtwohnung mitgeschafft. Aus dem offenen Stall meckerte eine Ziege. Tauben gurrten. Hühner gackerten. Sogar ein Hund bellte. Ein Bauer, der sie begleitete, nahm die Pfeife aus dem zahnlosen Mund und meinte: "Ja, da kommt Ihr in eine gute Wirtschaft hinein. Die alten Leute, die weggestorben sind, haben das Hauswesen noch bis zum letzten Tag in Ordnung gehabt. Habt wohl nett dafür bezahlt, was?"

Lisabeth schlug die Röte ins Gesicht. Sie wandte den Kopf und sagte erstickt: "Oh, es geht — — —"

"Dacht' ich mir — — — Nun, der Betrieb ist es wert. Noch 'was Aecker und Wiesen und ein klein Stückchen Wald. Für Euch allein zuviel Arbeit! Aber wenn die Jungens mal gross sind — — —"

Vorläufig war der älteste Junge sieben Jahre alt. Lisabeth lächelte müde zu den Zukunftsplänen des Alten.

"Macht nix," sagte sie tapfer. "Ich bin vom Land daheim — — —"

Der Alte schob die Pfeife wieder in den Mund, antwortete nichts und betrachtete die neue Dorfbewohnerin misstrauisch, als glaub er ihr nicht, dass sie vom Land daheim sei: so ein zartes, schmales, kraftloses Wesen.

"Ich hab' seit meiner Verheiratung in der Stadt gewohnt," erklärte Lisabeth, als ahne sie die Zweifel des alten Mannes. "Wir haben viel Leid durchgemacht. Mein Mann war erwerbslos. Und nun ist er tot: da bin ich mit den Kindern wieder zurück aufs Land." Sie dachte jäh darüber nach, dass ein Erwerbsloser keine Ersparnisse machen kann, und berichtigte ihre Worte: "Wir hatten kurz noch eine kleine Erbschaft gemacht, und da haben wir uns den Hof hier gekauft."

Der Alte nickte.

"Meine Tochter hat nach dem Hof hier gesehen, das Vieh gefüttert und ein bisschen achtgehabt. Gestohlen wird hier untereinander nichts. Da könnt Ihr Tag und Nacht die Tür offen lassen und Euch ruhig wegmachen oder ins Bett legen, da nimmt Euch keiner was — — —"

Lisabeth atmete tief und drehte sich um, wo die Kinder geblieben waren. In der Ferne kamen sie über die Dorfstrasse gelärmt. Viele Leute hielten sie an und fragten sie. Und es war weniger Neugier als Teilnahme, die die Leute fragen liess. Die Neuen gehörten doch nun zu ihnen, und man wollte und musste wissen, mit wem man es zu tun hatte.

Die Kinder interessierten sich nicht für die Einrichtung des neuen Hofes, aber sie stürzten zu ihrer Mutter in die Küche, als diese gerade ein helles Feuer anfachte im Herd, und hielten ihr beide Hände voll Früchte entgegen, frühe Aepfel und Pflaumen.

"Die Leute sagen, die gehörten uns, und auch die Bäume, darauf sie wachsen. Mutter, ist das denn wahr?" Und aus ihren Augen sprang ein unbeschreibliches Glück und teilte sich der stillen Frau mit, deren Gesicht vom flackernden Herdfeuer rot beschienen war. Diese kindliche Freude brandete gegen sie an und löste wiederum für Minuten das bohrende Schmerzgefühl in ihrem Innern.

"Ja, die gehören uns!" sagte sie fest.

"Dürfen wir sie behalten und essen?"

"Ihr dürft sie behalten und essen!"

Fritzchen stiess einen hellen Freudenschrei aus und biss in eine saftige Frucht. Peter, ihr anderer Junge, schlang in plötzlicher Aufwallung die Arme um den Leib seiner Mutter und schrie:

"O Mutter, Mutter!" Und sonst nichts. Aber aus diesem Ruf klang soviel zitternde Seligkeit, soviel überströmende Dankbarkeit.

"Wer hat uns denn all das geschenkt?" wollte Lenchen wissen.

Und die Mutter antwortete mit ihrem unerschütterlichen Gesicht: "Der liebe Gott, Lenchen. Ja, gewiss, der liebe Gott hat es so gewollt, dass ihr glücklich sein sollt — —"

Aber sie lag die ganze Nacht auf ihrem sauberen, blütenweissen Lager wach, hörte den Atem der Kinder aus den Nebenstuben und sah den Mond, wie er sanftes, weisses Licht der Beruhigung durch das Weinspalier schickte.

Wenige Tage später schrieb sie an Gertrud Starnheim. Sie dachte erschrocken, dass Gertrud gewiss keine Erfahrung mit Kindern habe, und sie wollte ihr mitteilen, was man bei einem so kleinen Kinde beachten sollte. Mit der Kuhmilch sollte sie vorsichtig sein. Wenn das kleine Wesen Brechdurchfall bekam, konnte es sein Leben verlieren. Gertrud möge ja aufpassen! Es war ein rührender Brief, und Frau Gertrud las ihn, als sie ihn bekam, mit Tränen. So war eine Mutter — — so konnte nur eine Mutter sinnen und sorgen! — — War es nicht doch unrecht gewesen, die bittere Notlage der andern auszunützen und ihr das Kind abzureden? Darf man einer Mutter — und mag sie noch so arm sein — das Kind vom Herzen nehmen? Der Brief brachte auch Frau Gertrud eine schlaflose Nacht. Doch am nächsten Tage setzte sie sich hin und schrieb zurück. Sie macht Lisabeth klar, dass eine vorzügliche Säuglingspflegerin um das Wohl des Kindes besorgt sei, dass ihm gar nichts, aber auch gar nichts fehle.

Viele Tage lang trug Lisabeth Heimling diesen Brief auf ihrem Herzen, ehe sie ihn vorsichtig in kleine Stückchen zerriss und vernichtete. Diesmal wartete sie Monate, ehe sie wieder schrieb. Aber dann sandte sie wieder gute Ratschläge an Gertrud Starnheim. Gertruds Antwort war diesmal merklich kühler. Es hiess darin, Lisabeth meine es wohl gut, aber sie dürfe nun nicht mehr schreiben. Sie risse ihre eigene Wunde auf und vergässe somit nie das Kind. Dieses Kind aber heisse nunmehr Starnheim, und seine ganze Vergangenheit sei hinter ihm abgebrochen. Auch wolle sie, Gertrud, nicht immer wieder daran erinnert sein, dass es nicht i h r Kind sei, für das sie sich täglich und stündlich aufopfere. Lisabeth habe es abgetreten und damit alle Ansprüche verloren; sie möge nun schweigen. Zum Schluss waren die knappen, klaren Worte gemildert durch den Ausdruck der Beteuerung, das Kind in jeder Weise glücklich machen zu wollen.

In der Zeit, die dem Empfang dieses Briefes folgte, warf sich Frau Lisabeth in die Arbeit. Sie schaffte für zwei. Ihre blassen Wangen röteten sich, ihre ganze Gestalt rundete sich und wurde stark und kräftig. Die Kinder gediehen und wuchsen heran. Sie hatten pralle, rote Backen und lachende Augen, es war eine Freude, sie anzusehen.

Und ihre Mutter schaffte. Es gab bald keine Frau im Ort, die so geachtet und geehrt war wie die Witwe Heimling. Gar mancher von den reichen Bauern schaute sich nach der tapferen Frau um und hätte sie trotz ihrer vier Kinder als seine Hausfrau auf dem Hof haben mögen. Aber sie lächelte zu allen offenen und versteckten Werbungen, behielt ihre Freundlichkeit und sagte ab. Sie wollte nur für ihre Kinder leben.

Noch einmal riss eines ihrer Kinder an ihrer Wunde. Es war Josepha, das zweite Mädchen. Sie sagte eines Tages unvermittelt:

"Wenn jetzt unser Klein-Hermännchen noch bei uns wäre — — —"

"Das Hermännchen hat es noch besser — —" sagte die Mutter mit erstickter Stimme, und das Kind glaubte, die Mutter meine den Himmel, und es zweifelte nicht an den Worten der Mutter.

Dann sprach niemand mehr von dem Hermännchen. Auch dann nicht, als aus dem kleinen Hermann längst ein heranwachsender geworden war. Die Mutter rechnete oft in Gedanken sein Alter zusammen und stellte sich das Kind vor, wie es jetzt aussehen mochte, wie es sich benehmen, wie es denken, wie es handeln mochte. An Gertrud schrieb sie kein einziges Mal mehr, und sie hörte auch von Gertrud kein Sterbenswort. Gertrud hatte recht. Hermann war nun ihr Kind, und niemand hatte ein Recht darauf, von ihm zu erfahren, auch seine Mutter nicht. Auch seine Mutter nicht — — — Sie war und blieb ja doch seine Mutter, auch wenn er tausendmal eine andere Frau seine Mutter nannte. Sie hatte ihn empfangen und geboren. Er hatte an ihrem Herzen ihr Leid mit ihr durchlebt. Er war ein Teil von ihr. Und doch — — —

* * *

Die Kinder wuchsen auf, und Fritz verliess das Dorf, sich eine Existenz zu suchen. Scheu bot die Mutter ihm die Tätigkeit auf dem Hofe an, aber er streichelte ihre Wange und wich aus:

"Du bist noch so jung und kräftig, Mutter. Du kannst dich noch nicht zur Ruhe setzen. Was soll ich denn da? Die drei sind doch auch bei dir."

Er ging und fand in der Stadt eine Stellung. Bald darauf verliess Peter, der andere Sohn, den Hof, in einen Orden einzutreten und Pater zu werden. Vorerst sagte er der Mutter noch nicht, dass er im fernen Heidenlande für seine Religion zu wirken gedachte.

Josepha verlobte sich und würde bald einen ordentlichen und guten Mann heiraten. Nur Lena blieb bei der Mutter. Die beiden Frauen hielten das Gut aufrecht. Für die schwerste Arbeit hatten sie einen Knecht gedungen, das andere verrichteten sie selbst. Frau Lisabeths Leben floss ruhig und friedlich dahin, bis eines Tages Fritz die Nachricht gab, dass er sich um eine Stellung beworben habe, die in der Zeitung ausgeschrieben gewesen. Der Posten sei ihm zugesprochen, und nun reise er nach Dortmund, seine neue Stellung anzutreten.

Da presste Frau Lisabeth die Hand auf ihr pochendes Herz. Dortmund! Die Stadt, in der sie mit ihrem Manne gelebt, auf deren Friedhof er begraben lag und deren Luft noch heute ihr Jüngster atmet.

"Vergiss nicht, an das Grab von Vater zu gehen!" schrieb sie Fritz zurück. "Du hast doch nicht vergessen, dass wir vor Vaters Tod in Dortmund gewohnt haben? Wo bist du denn angestellt?"

Die Antwort liess sie erschauern! Fritz war Buchhalter bei Starnheim, Eisenwerke.

Lena beobachtete die Mutter und sah, dass sie in diesen Tagen zusehends grau wurde.

"Bist du krank, Mutter?" fragte sie besorgt.

Aber Frau Lisabeth schüttelte den Kopf und sagte: "Ich habe ein bisschen Sehnsucht nach den Jungens, das ist alles."

Die Reise von Dortmund nach dem stillen Taldorf war weit. Aber zu Josephas Hochzeit kam Fritz dennoch. Auch Peter kam und trug stolz und demütig zugleich die ersten Weihen. Als der aufregende Tag vorüber war, legte Frau Lisabeth ihre verarbeitete Hand sanft auf Fritzens Arm und zog ihn in den Garten, unter den blühenden Apfelbaum, von dem er sich als Knabe so manche Frucht geholt.

"Weisst du noch, Kind," sagte sie, "wie glücklich ihr ward, als wir hier einzogen?"

Fritz sah auf seine Mutter herab und drückte ihre Hand auf seinem Arm an sich.

"Nichts hab' ich vergessen. Ich war doch der Aelteste. Du hast geschafft für uns wie eine Unermüdliche. So eine Mutter wie du bist, gibt es doch nicht wieder — — Oder doch — —," er grübelte nachdenklich, "ich glaube, die Frau Starnheim hat viel Aehnlichkeit mit dir."

"Die Frau Starnheim?" Frau Lisabeth bemühte sich, ihrer Stimme einen gleichgültigen Klang zu geben. "Kennst du denn die gnädige Frau so gut?"

"Ich kenn' sie aus der Ferne, wenn sie nach ihrem Sohn schaut, und sie schaut oft nach ihm. Von mir, einem kleinen Buchhalter im Riesenbetrieb, weiss sie natürlich nichts. Aber der junge Starnheim arbeitet augenblicklich unter mir, das heisst in meiner Abteilung. Sein Vater will, dass er das Werk in allen Teilen kennenlernen soll."

"So, die Starnheims haben einen Sohn?" fragt die Mutter. Ihre Stimme bricht knapp hinter dem Satz ab.

"Ja, nur den einen, aber er ist der Abgott der Frau —"

"Nur der Frau?" forscht hartnäckig Frau Lisabeth.

"Mit dem alten Starnheim mache ich mir so meine Gedanken. Er verfolgt den Jungen manchmal mit einem so finsteren Blick. Ich glaube, er trägt es ihm nach, dass der Junge nicht so sein willfähriges Objekt ist, wie er es haben will. Der Junge soll Ingenieur werden, wie der Alte es ist. Er soll die Werke noch verbessern, noch mehr Geld machen, als der Alte es konnte. Aber so etwas liegt dem Jungen nicht. Er hat nicht das Zeug zum Ingenieur. Er hat überhaupt keine Begabung für die Industrie. Sicher würde er ein guter Förster, ein guter Landwirt werden, aber kein Industrieller. Aber der Alte will es nicht einsehen. Darum kämpft die Frau mit ihm. Sie erleichtert dem Jungen seine Lage, wo sie kann."

Frau Lisabeth schliesst die Augen und fragt, von Qual gefoltert: "Hat er es nicht gut, der junge Starnheim?"

"Gut? Gut? Gott, gut hat er es schon. Er fährt einen schnittigen Wagen, gehört der besten Gesellschaft an, verfügt über Geld, wird sicher mal ein vornehmes Mädchen heiraten, aber — — aber — — aber —"

(Schluss folgt.)

Don't forget the Pin!



Pius XI Zum Gedaechtnis

Von P. Joseph Schneider, O.M.I.

„PIUS XI tot!": So ging am 9. Februar die Nachricht durch die weite Welt. Er hatte so oft in zähem Ringen mit Alter und Krankheit gesiegt. Doch diesmal ist er erlegen. Man mochte es fast nicht glauben. Eine erstaunliche Arbeitskraft, staunenswerten Weitblick und Wagemut hat er in seinem Leben bewiesen. Herrliche Führerbegabung hat ihn geziert, wie es sich für sein weltumfassendes Amt geziemt.

Jesus vergleicht Seine Kirche im Wachstum mit dem Senfstrauch. Er versinnbildet so schön die demutsvolle Kraft. Unscheinbarem Samen entsprossen, schafft er sich langsam in die Höhe und reckt sein Geäst in die Weite. Ist die Kirche nicht unter Pius diesem Bild gerecht geworden? Der Hl. Vater war ein Missionspapst. Zahlreiche Ansätze zu neuem und reicherem Leben hat die Kirchenstaute unter ihm genommen. Ganze Zweige sind neu aus ihren Aesten hervorgeschossen, neue Heidengebiete beschattend und Millionen von unerlösten Seelen erquickend. Kein Erdteil mehr, kaum noch eine Insel im Ozean, wo nicht Christi Name gepredigt wird! Wie hat sich sodann der Papst um die Wiedervereinigung der von Rom getrennten Gemeinschaften bemüht! Absterbend und verdorrend hängen sie an der Mutterkirche knorrigem Stamm. Doch nun betet man auf beiden Seiten um Wiederbelebung durch den Pulsschlag von Rom, dem Herzen der Christenheit. Schon hat er die Jakobiten von der vorderindischen Küste erfasst. Hoffen wir, dass das allseitige Sehnen nach Einheit sich verdichtet zur Abwehrfront gegen den gemeinsamen Feind und zur baldigen Rückkehr in die eine wahre Kirche. "Von allen Seiten," sagte einmal Pius zum Kardinal von Paris, "wenden sich heute die Unglücklichen an den Papst. Die getrennten Brüder, sogar die Mohamedaner rufen uns um Hilfe an. In Frankreich strecken uns Menschen, die weltanschaulich weit von uns entfernt sind, die Hände entgegen. Dieses Schauspiel rührt uns tief. Ihnen allen muss man mit unendlicher Liebe antworten: Im Namen Christi, der euch liebt, grüssen wir euch. Christliche Liebe ist das grosse Bedürfnis unserer Zeit." Wie überirdisch schön glüht in diesen Worten des Verstorbenen Vatersorge um die ganze Welt?!

Jesus vergleicht Seine Kirche dem Sauerteig. Man mengt eine Handvoll davon in den Backtrog, und siehe da: es gährt und schafft. Durchdringt sieghaft die Mehlmassen. Füllt sie mit Verdaulichkeit und Wohlgeschmack.

Der elfte Pius stand am Backtrog der Kirche. Eine Sorge brannte ihm auf die Seele: "Wie kann ich die schaal gewordene Menschheitsmasse mit neuem Geiste durchdringen?" Er ging ans Werk. Wie viele Weltrundschreiben hat er nicht verfasst! Wie mutig hat er in ihnen die uralte Welt- und Lebensschau des Christentums herausgestellt: über Ehe und Familie; über Jugenderziehung; über soziale Gerechtigkeit und Liebe. Wie mutig hat er das katholische Schulwesen in den Dienst der Wiederverchristlichung gestellt. Er veranlasste die Neuordnung des Hochschulwesens; schuf neue Lehrstühle für Altertumskunde; schritt zur Bildung einer internationalen Gelehrten-Akademie zwecks Förderung der Naturwisenschaft. Errichtete eine neue Kunsthalle im Vatican. Machte grosszügige Neuanschaffungen für die päpstliche Bücherei. Lauter mächtige Klumpen Sauerteigs, die er unter die gottgläubige Menschheitsmasse mengte zum Schutze gegen Ansteckung wie zur Eroberung der glaubensfeindlichen **Welt.**

Jesus vergleicht Seine Kirche dem Weinberg... Süsse Traubenbündel soll er liefern. Dazu aber will er bearbeitet sein. Dazu beansprucht er die Zeit und den Schweiss von Vater und Mutter, von Söhnen und Töchtern, von Knechten und Mägden. Die ganze Familie muss helfen; sonst versäuft er im Unkraut; unterliegt den Krankheiten oder den Angriffen der Insekten. Gott selber sagt es so. Ständig wandert er auf dem Marktplatz der Welt hinter seinen Knechten her. Alle will er zur Arbeit dingen, auch die Bummler und Säumigen. Pius wusste es. Er wusste: die Weltenuhr hat bereits 10 geschlagen, und ungeheure Arbeit ist noch übrig. So machte er sich auch in der Beziehung zum Sprachrohr Jesu Christi. Drängte immer wieder zum Christentum der Tat (Kath. Aktion). Rief auf zum Angriff und Verteidigung im Laienapostolat. Das Weihepriestertum kann ja nun einmal nicht alles aleine schaffen. Deshalb erging seine Mahnung an die Eltern in den Familien; die Lehrer in den Schulen; die Männer und Frauen im öffentlichen Leben. Sie haben ja schon so oft bestimmend in den Lauf der Kirchengeschichte eingreifen müssen. Mit welch herrlichem Erfolg. So dass manche Zeitenwenden auf Tatkraft und himmlische Sendung einfachster Christen sich stützen. Gott Dank, dass der Hl. Vater damit weitesten Kreisen das Bewusstsein der Mitverantwortung zurückgestellt hat. Gott Dank, dass er durch Betonung der Königsrechte Christi die Regierungen, Parlamente und den Völkerbund in christliche Verwaltungsbahnen zurückgewiesen. Gott Dank, dass er durch Seligsprechungen modernster Heiliger seine sich mühende Herde im Weinberg des Herrn kraftvoll bestärkt!

Jesus vergleicht Seine Kirche dem Schifflein im Sturm. Pius XI. hielt das Steuer des Kirchenschiffs in sturmbewegter Zeit. Während er drinnen neues Leben schürte, tobte draussen die See in gewaltigem Wellengang. Was wühlte sie auf? Falsche Weltweisheit, gottfeindliche Staatsgewalten, wie gewöhnlich mit Satan zu höllischem Angriff verbunden. Wie haben sie gehetzt und gegeifert! Wie haben sie Gift gespritzt in Lüge und Verleumdung. Wie haben sie gepei-

priesenen 'Kultur'! In Mexiko und Russland, in Spanien und anderswo! Der Bund der Gottlosen zusammen mit der Freimaurerei!! Mit unerhörter Kühnheit posaunten sie ihren Eroberungswillen in die Welt: "Wir werden alle christlichen Kirchen in einem ungeheuren Flammenmeer entzünden. Die Diener aller Bekenntnisse sollen es wissen, dass kein Gott, kein Heiliger, kein Gebet sie vor dem Untergange retten wird."

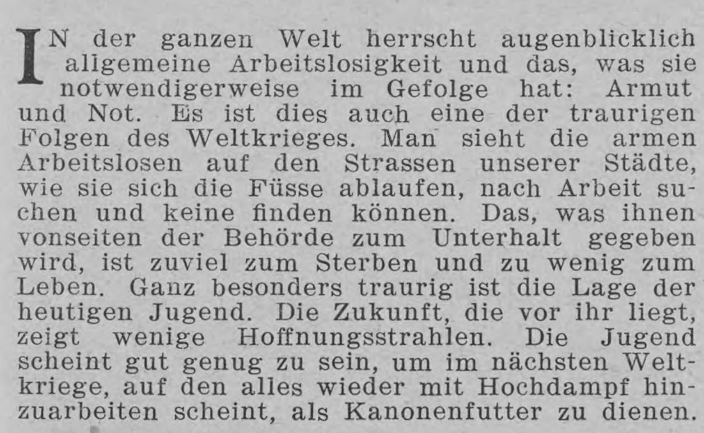
Wie machten sie Ernst mit diesem Mord- und Brandprogramm, wo immer es ihnen möglich! Sturzwasser grausigster Leiden fluteten über die Gläubigen hin. Es forderte von ihnen namenlose Opfer, heroisches Bekennertum. So erstrahlt die Regierungszeit des elften Pius, wie so mancher anderer Päpste, im Martyrerblute seiner Kinder. Die Kirche hat gekämpft und gesiegt: wie in 1900 Jahren, so unter dem Pontifikat des letzten Pius. Siebzehn Jahre hat der Hl. Vater an der Spitze der Christenheit gestanden. Als Missionsförderer und Glaubensverbreiter; als Vater der Armen und Anwalt des Friedens.

Von seinen zwei Vorgängern hat der erste hauptsächlich der Kirche i n n e r e s Leben gepflegt, der andere ihren äusseren Einfluss. Pius XI. hat b e i d e s in seiner Hand glücklich vereinigt. Möge seine reiche Aussaat gedeihen und ausreifen zur Gesundung und Wiedererneuerung der Menschheit!

Herr sende Arbeiter in deinen Weinberg!



P. Paul Hilland, O.M.I.



IN der ganzen Welt herrscht augenblicklich allgemeine Arbeitslosigkeit und das, was sie notwendigerweise im Gefolge hat: Armut und Not. Es ist dies auch eine der traurigen Folgen des Weltkrieges. Man sieht die armen Arbeitslosen auf den Strassen unserer Städte, wie sie sich die Füsse ablaufen, nach Arbeit suchen und keine finden können. Das, was ihnen vonseiten der Behörde zum Unterhalt gegeben wird, ist zuviel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Ganz besonders traurig ist die Lage der heutigen Jugend. Die Zukunft, die vor ihr liegt, zeigt wenige Hoffnungsstrahlen. Die Jugend scheint gut genug zu sein, um im nächsten Weltkriege, auf den alles wieder mit Hochdampf hinzuarbeiten scheint, als Kanonenfutter zu dienen.

Ein Gebiet gibt es noch, auf dem noch keine Arbeitslosigkeit herrscht, ja wo noch grosser Mangel an Arbeitern vorherrscht, das ist "der Weinberg des Herrn". Gerade in unseren Tagen macht sich da ein grosser Mangel an Arbeitskräften fühlbar. Auf den verschiedenen Missionsfeldern der Kirche leuchtet ein neuer Frühling auf. Ueberall zeigt sich unter den Heiden mehr denn je eine grosse Sehnsucht nach der Erkenntnis der christlichen Wahrheit. Im Innern der Kirche heisst es, dem Abfalle von Gott zu steuern, zu dem gerade in Zeiten allgemeiner Not, wie wir sie in unseren Tagen erleben, die Mächte der Hölle von allen Seiten antreiben. Dazu braucht die Kirche zahlreiche und seeleneifrige Priester und Volksmissionare. Von allen Seiten ertönt deshalb der Ruf: "Herr, sende Arbeiter in Deinen Weinberg!"

Gerade in diesen Zeiten, wo die Welt der arbeitenden Klasse keine Arbeit und keinen Verdienst zu bieten imstande ist, geht der himmlische Hausvater wie damals im Evangelium, durch die Reihen unserer Jugend und sucht Arbeiter für seinen Weinberg zu werben. Er redet sie wie der Hausvater im Evangelium an: "Was steht ihr hier den ganzen Tag müssig? Geht auch ihr in meinen Weinberg, und ich werde euch geben, was recht ist."

Es ist eine leider nur zu wahre Tatsache, dass infolge der allgemeinen Arbeitslosigkeit und der hierzulande noch in Betracht kommenden schlechten Ernten die Zahl der Priesterkandidaten und Ordensberufe in bedauerlicher Weise auffallend nachgelassen haben, trotzdem vonseiten der verschiedenen kirchlichen Anstalten das grösste Entgegenkommen gezeigt worden ist. Unsere heilige Mutter, die Kirche, lässt deshalb mehr denn je durch diese Anstalten an die heutige Jugend die Einladung ergehen, dem Rufe Gottes Folge zu leisten. Diese Einladung ergeht nicht nur an solche junge Leute, die Missionspriester werden wollen, sondern auch an solche, die wegen ihres Alters oder aus sonst einem Grunde nicht mehr studieren können, die sich aber noch gerne im Ordensstande, sei es auf dem Gebiete der Missionen oder in den verschiedenen Anstalten der Ordensleute dem Dienste Gottes als Laienbrüder widmen wollen.

Die deutschen Oblatenpatres haben hier im Westen Canadas zwei Anstalten, wo brave und begabte Knaben, welche Oblatenmissionare werden wollen oder als Laienbrüder sich Gott im Ordensstande weihen wollen, jederzeit Aufnahme finden können. Da ist die grosse Missionsanstalt der Oblaten in Battleford, Sask., für Knaben und Jünglinge, die noch ihre Vorbereitungsstudien zu machen haben. Mit dieser Anstalt ist auch ein Noviziat für Laienbrüder verbunden. Man wende sich mit Vertrauen an den dortigen Oberen. Adresse: "Rev. Father Superior, Oblate House of Studies, Battleford, Sask." Das Noviziat für Klerikerberufe, also für solche, die bereits die nötigen Vorstudien gemacht haben, befindet sich in St. Charles, Man., bei Winnipeg. Auch in dieser Anstalt werden Laienbrüderberufe angenommen.

Wer also den Beruf in sich fühlt, Oblatenpater oder Oblaten-Bruder zu werden, der wende sich vertrauensvoll um näheren Aufschluss an eine dieser Anstalten. Aber auch jene, die sich diesem Berufe nicht widmen können, mögen zum Herrn der Ernte beten, dass er Arbeiter in seinen Weinberg sende.



Als der Bartel dem Hl. Joseph huldigte

Von F. A. Walter-Kottenkamp.

ALS der Märzmonat herangerückt kam, hatte der Holzer-Bartel das saubere Gefühl, dass sich etwas ereignen würde. Und es ereignete sich. Als die Abendsuppe gegessen war, rückte ihm die Sepha an die Seite und fing an:

"Was jetzt für ein Monat kommt, Bartel, das weisst. Jetzt musst dem heiligen Josef eine schöne Freud machen, gelt, ja?"

Gewiss, jawohl, das wollte er. Warum nicht? Hat nur seine Schwierigkeit: Viel zu verschenken hat er nicht, der Bartel. Aber so meinte sie es auch nicht.

"Ein wenig mehr stad, wenn du tätst in diesem Monat, das wär' das Richtige: Nit so hitzig dreinfahren alleweil — — —."

Sonst schnurrte und spann der Holzer-Bartel behaglich wie ein Kater, wenn ihm die Sepha so an die Seite gerückt kam. Aber diesesmal war es ihm nicht zu Sinn. — Stad tun, das sagt die Sepha so leicht daher, als wie wenn es nichts wär'. Aber wer drüben in der Kammer die sechs Flachsköpfe schlafen hat, dem vergeht es, das stade Tun. Ganz von selber vergeht es ihm. Ganz von selber kommt der Mensch dann in eine Hitz', und in der Hitz' da geht's halt, wie's geht. Hitz', das verlangt ein Nachschüren. So viel Kraft hat selten einer in sich, dass er die Arbeit tun kann wie eine Maschin'. Der Amtmann, der Förster und der Apotheker, wenn sie zum Bier gehen: die wissen nichts von der inneren Hast, die den Bartel antreibt. Wer so drauflosarbeiten muss wie der Bartel, der braucht auch immer einmal eine Ermunterung: steht er beim Adlerwirt am Schanktisch und lässt sich das Glas mit dem Blaurand reichen, wofür ist das sonst, als dass er nicht zuviel an die Forderungszettel denken muss, die ihm ins Haus kommen, und dass er wieder einen Mut bekommt. Weiter ist das gar nichts. Und was den Mut anbelangt: da mussten sie ihm erst im ganzen Wald einen zeigen, der mehr davon hat. Das kann ihm die Sepha nicht nachsagen, — und das will sie auch nicht, beteuert sie. Wär' eine Sünd', so was, das weiss sie, und das sagt der Förster selber: "So weit der Wald reicht, bis ins Ebene hinaus, auf Keinen ist mehr Verlass als auf den Bartel!" Keiner ist williger und tut sich härter, wenn es darauf ankommt, und das ist jeden Tag der Fall bei der Holzarbeit. Oder warum sonst hat er ihm schon lange immer einen Taler und mehr die Woch' extra aufgeschrieben, obwohl es der Bartel nicht anzusprechen hatte? Z'sammreissen muss sich einer, wenn er eine grosse Familie hat, und der Bartel riss sich zusammen. — Das wohl, mehr als für sie alle gut sei, meinte die Sepha, und rückte noch näher zu ihm an die Seite.

"Jetzt sollst uns ein wenig stader tun, Bartel. Oder meinst, der heilig' Josef hat auch so hitzig darauf hineing'schafft? Musst dich mehr an ihn halten! Wirst sehen, wir kommen weiter!"

Dagegen verwahrte er sich, der Bartel, und will aufbegehren. Aber wenn ihn die Sepha so ansieht, — das weiss sie genau: dann wird ihm ganz elend zu Mute und dann mag sie ihn ruhig um den Finger wickeln. Aber worauf sie hinaus will, das weiss er seinerseits ganz genau: um das Glasel mit dem Blaurand geht's ihr beineben. Nicht, dass sie's ihm vergunnt, — aber wie halt die Weiber so sind: sie halten nicht viel von dieser Hitzigkeit.

Andererseits: da hat sie recht, dass sich für den Märzmonat was Besonderes gehört. Der März ist dem heiligen Josef sein Monat, so gut, wie der Mai der Muttergottes der ihrige. Blumen sind keine, das man sie ihm bringt, und ihm eine Ehr' erweisen, das muss sein. Das hat er verdient, rechtschaffen. Niemand kennt sein Grab, zu dem man pilgern könnte! Niemals sind seine Gebeine feierlich erhoben und im goldenen Schrein auf die Altäre erhoben worden, dass man sie verehren könnte," hat der Pfarrer gesagt. Wär' sauber, das: ihm 's ganze Jahr anliegen "Heiliger Josef, hilf mir hier und tu mir das, weist ja eh', wie's geht —" und dann nicht einmal in seinem Ehrenmonat etwas für ihn übrig haben! Nur, wie sie das meint, die Sepha: ihm zu Ehren stader tun, einen ganzen Monat, das will ihm lachhaft erscheinen, "wo der heilig' Josef so ein Schaffer war, so ein fleissiger —!"

"Ein Schaffer, ja, aber kein hitziger," widerspricht sie. Oder konnte sich der Bartel vielleicht den heiligen Mann vorstellen, wie er, ohne Rücksicht auf seine Kräfte und im steten Hinblick auf den Lohnzettel wie ein Wilder darauf losgearbeitet habe?

"Ist dafür auch seine Familie kleiner g'wesen," wollte der Bartel murren, aber sie liess sich nicht beirren. Sie hatte sich's einmal in den Krauskopf gesetzt: dieses Opfer wollten sie ihm bringen, zu seinem Ehrenmonat, und sie selber wolle sich davon nicht ausschliessen: Dass er in seiner Holzarbeit die Pflicht tat, wie sich's gehörte, das verstand sich, aber was darüber hinaus war, das hitzige Rackern, das sollte er einmal sein lassen. Es müsse auch so gehen, sonst werde ihr der Bartel noch vor der Zeit alt und krumm, und sie wollten einen kerzengeraden Bartel haben, sie und die sechs in der Kammer. Und wenn er in der Holzarbeit sich glimpflicher tue, dann brauche er auch die Aufmunterung

beim Adlerwirt nicht so nötig. Und sie selber:

"Weisst, Bartel, dass dir das schwer fallt, das weiss ich auswendig. Werd' ich dir halt helfen. Fastenzeit ist ja eh', — muss ich mir was ausdenken, was mir auch nit leicht ist — — —!"

Und ging daran, sich das Abendessen zu versagen: sass gleichmütig neben ihm, wenn er gewaltig dreinfuhr und war nicht zu bewegen, dass sie mithielt. "Rumoren, sell ja, das tut's," gab sie zu. "Aber bei dir, wenn's di nach dem Glasel plagt, das rumort ja wohl eh' noch anders, gelt? — Eine G'sellschaft, wenn der Mensch hat, nachher tut sich alles leichter, nit?"

Ein Prachtweib war sie, die Sepha. Nur dass der heilige Josef eine Ehre davon haben sollte, wenn man sich ihm zuliebe gelinder tat bei der Arbeit, das wollte und wollte dem Bartel nicht in den Sinn. "Wer ein Schaffer will sein, der muss sich weh tun können," war sein Grundsatz, und wenn er sich nicht weh tat bei der Holzarbeit — wollen sehen, meine Sepha, wer dann von uns das dümmere Gesicht macht! Der Förster nit, das ist ausg'macht. Der zahlt, was er ausmisst. Der überschüssige Taler jede Woch', der ist schon einmal hin, und was er sonst noch weniger heimbringen wird, — wollen sehen, liebe Sepha. Aber was ist daran gross zu ändern? Tun wir ihr halt den Willen; ehvor gibt sie ja doch keine Ruh, die.

So und nicht anders hing es zusammen, dass der Bartel, recht ohne eigenen Willen, aber in guter Meinung seinen starken Holzerarmen eine freiwillige Entsagung auferlegte, — keine beträchtliche zwar, dafür sorgte die Arbeit ganz von selber, aber eine merkliche. Er tat nicht mehr so wild und hitzig, als müsse er für sich alein alles zusammenreissen, sondern in achtsamer Ordnung, ungefähr so wie die Anderen.

Der Förster merkte es natürlich. Ganz klar, dass er es merkte. Denn in seine Rechnung kam eine ärgerliche Lücke, aber er sagte nichts. Lediglich, dass er einmal übers andere erstaunt dreinschaute und sich nachdrücklich räusperte. Das war alles. Wenn einer soweit ganz in Ordnung und rechtschaffen seine Pflicht tut, dagegen konnte er nichts wollen, — und das tat der Bartel. Nur, was er bisher über seine Pflicht hinaus getan hatte, das fehlte dem Förster und brachte ihm seine ganze Aufstellung über den Holzschlag verdriesslich durcheinander. Zwei Wochen und bis in die dritte hielt er es aus, dann war er es leid und sprach mit dem Grafen: mit dem Bartel, das gehe nicht mehr so weiter, und geschehen müsse etwas.

Der alte Herr war erstaunt. "Der Bartel? Unser Fleissigster weit und breit? Was ist?"

Nachlassen tue er halt, ganz merklich nachlassen. Anhand der Klafterzahlen konnte es der Förster überzeugend beweisen.

"So, so? Nachlassen? Ja, du mein, einmal lässt jeder Mensch nach. Das haben wir zwei auch schon g'spürt. Und der Bartel: ein Wunder ist das keins, — wer so tagwerkt wie er. Wieviel Kinder? Sechs? So, — hmm. Das Richtige wird sein, wir machen ihn zum Holzmeister. Wie denken Sie?"

Der Förster stand gerade wie ein Baum, hatte stramm die Hand am grünen Hut und strahlte über das ganze Gesicht:

"Wenn der Herr Graf meinen —."

So kam es, dass der Bartel, als er zum Förster gerufen wurde und dachte: "So, jetzt kommt's,— jetzt, meine Sepha, was hast jetzt mit dei'm heiligen Josef?—," dass er halb betäubt wieder aus dem Forsthaus herausgestürzt kam und ein Gesicht machte, das dem heiligen Josef nicht sehr zur Ehre gereichte: "— — wie eine Kuh, wenn sie in die Stadt kommt und schaut so zur Apothekentür rein, auf die lateinischen Gläser," sagte der Förster, der hinter der Gardine stand, lachend zu seiner Frau. Aber wie das mit der Ehrung des heiligen Josef zusammenhing, das brauchte er nicht zu wissen.

BETE UND ARBEITE

Es war um das Jahr 1888. Der Dom zu Köln stand endlich vollendet da. Der letzte Stein, die Kreuzblume auf dem Südturme, war eingefügt. Diese Kreuzblume hat einen Durchmesser von 4 Meter und ist aus einem Stein herausgearbeitet. Man drängte den Steinmetzen, schneller mit der Arbeit voranzumachen, den Stein oben sehe doch kein Mensch genau, er könne ruhig roh behauen bleiben. Der Steinmetz lehnte das mit den Worten ab: "Die Kreuzblume ist dem Himmel am nächsten. Der liebe Gott sieht sie zuerst. Darum arbeite ich an ihr genau so gewissenhaft wie an den Steinen unten im Dome. Der liebe Gott soll an ihm seine Freude haben."

Arbeite! Arbeite gewissenhaft wie dieser brave Steinmetz. Ein Auge ist, das alles sieht. Gott soll an deiner Arbeit seine Freude haben.

Der Dom stand vollendet da. Nun war Kirchweih. Der alte Kaiser Wilhelm fuhr im Salonzug nach Köln. Der Papst schickte von Rom einen eigenen Nuntius. Kardinäle und Fürsten erschienen. Die Bischöfe von Hildesheim, Osnabrück, Münster, Trier. 1000 Jahre vorher waren ihre Vorgänger bei der Grundsteinlegung dabeigewesen. Soviel Menschen aus allen deutschen Gauen sah Köln selten in seinen Mauern. Die Domglocke läutete. Die Fanfaren schmetterten. Die erlauchtesten und vornehmsten Herrschaften zogen ein. Das war ein Fest voll Glanz und Herrlichkeit.

Zur selbigen Stunde lag in einem Dachkämmerchen dem Dom gegenüber ein sterbenskrankes Mägdlein. Jahrelang schon war es krank. Stundenlang hatte es jeden Tag an dem Fenster gesessen und den gefährlichen Arbeiten an den Domtürmen zugesehen. Aber ganz still. Denn durch seine Finger glitten die Perlen des Rosenkranzes. Es betete den Rosenkranz, damit kein Unglück beim Dombau geschehe. Und wirklich ist in all den Jahren, in denen das Mädchen betete, keinem Arbeiter ein Leid geschehen.

Als der Dom fertig war, da jubelte das kranke Herz des Mägdleins. Die Domfeier begann, das Mägdlein lag im Sterben. Mit einem Male richtete es sich auf, hob mit einem Blick auf die Kreuzblume die Hand mit dem Rosenkranz empor und rief: "Mutter, ich war dabei." Dann sank es zurück und war tot. Es lag auf dem Totenbett wie ein Engel mit verklärtem Blick. Vom Himmel aus feierte es die Kirchweih des Domes mit.

Bete und arbeite. Das Arbeiten allein macht es nicht. Bete. Dann gelingt dir der Dombau deines Lebens.



Ein Kreuz für jeden Kämpfer Francos.

Zum Fest der Unbefleckten Empfängnis, das in Spanien besonders feierlich begangen wird, hat der höchste spanische Kirchenfürst, Kardinal Goma y Tomas, ein Hirtenschreiben veröffentlicht. Darin teilt er mit, eine Abordnung des nationalen Heeres habe ihn um die Erlaubnis gebeten, den 8. Dezember als den "Tag des Kreuzzuges" zu feiern. Der Kardinal begrüsst diesen Gedanken, denn es sei wirklich ein Kreuzzug, den das nationale Spanien gegen den gottlosen Kommunismus führe, und Maria sei die beste Mittlerin, um bei Gott den Sieg und einen wahrhaft gesegneten Frieden für das nationale Spanien zu erflehen. An diesem Tag soll aber auch jeder spanische Katholik neben seinem Gebet noch eine kleine Gabe schenken: "Ein Kreuzlein für jeden Kämpfer! Tausende unserer Soldaten haben um ein Kreuzbildnis gebeten, das sie mitnehmen können in die Schrecken des Krieges, ein Bild Christi, der sie beschirmt und tröstet und der sie immer an das Ziel ihres Kampfes erinnert!" Jeder Soldat dieses Kreuzzugsheeres müsse sein Kreuz küssen können. Man wolle daher für jeden Krieger eines beschaffen. "Der gottlose Hass der Feinde unseres Glaubens hat Tausende von Kreuzen zerstört. Wir wollen dafür Hunderttausende von neuen Kreuzen zurückgeben! Es soll keinen Spanier geben, der nicht sein Kreuzlein auf der Brust trägt, damit er Zeugnis geben kann von seiner Liebe zu Gott und beten kann für den Sieg! Das wird die beste Art der Sühne sein für die Gotteslästerungen, die im roten Gebiet begangen werden, und das beste Mittel, um von Gott den Sieg zu erlangen!"

———o———

Nachdem Mussolini schon vor Jahren im Kolosseum in Rom, wo so viele christliche Martyrer ihr Blut vergossen haben, ein Kreuz errichten liess und dort seit einiger Zeit regelmässig das heilige Messopfer dargebracht wird, sind nun auch sonntägliche Vorträge über die Martyrien der römischen Kirche daselbst eingerichtet worden. Sie schliessen sich an die noch vorhandenen Martyrerakten an und werden zum Teil von weltlichen Gelehrten gehalten. So sprach am vorletzten Sonntag der faschistische Abgeordnete Martire über den Opfertod der hl. Cäcilia.

———o———

Der neugewählte Präsident der Tschecho-Slowakei, Hacha, begab sich nach seiner Wahl in die Prager Kathedrale, wo ihn Erzbischof Caspar empfing und zum Grab des hl. Wenzel begleitete. An der heiligen Messe, die der Kardinal hierauf feierte, nahm der Präsident mit mehreren Mitgliedern der Regierung teil.

Die Oblatenmissionare und der Heilige Vater.

Eine der Sonderaudienzen, die der Heilige Vater noch in Castel Gandolfo erteilte, war diejenige an das Generalkapitel der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. In seiner Ansprache erteilte der Papst der Arbeit der Oblaten hohes Lob. "Die Oblaten," so sagte er, "sind die Spezialisten der schwierigen Missionen." Das ist für euch, geliebte Söhne, Ehre, Ruhm und grosser Trost und immerwährender natürlicher Lohn, schön und kostbar für die, die in euren Missionen unter Mühen schaffen. Ihr arbeitet und betet in den euch anvertrauten Missionen, besonders in den wirklich schwierigsten Missionen des Polarkreises und in der Gluthitze des Aequators.

———o———

Eine praktische Predigt.

Der Priester predigt über das heilige Kreuzzeichen. Und er erzählt, ein junges Mädchen sei einmal zu ihm gekommen mit der Bitte, katholisch werden zu dürfen. Der Priester habe es zum Konvertiten-Unterricht eingeladen. Stolz sagte das Mädchen: "Ich kann auch schon etwas Katholisches."

"Was denn?"

"Das Kreuzzeichen."

"Nun, so machen Sie es einmal!"

Der Priester zeigt nun eine ganz unbeschreibliche Handbewegung, wie das Mädel sie damals gemacht hat. Die ganze Kirche bricht in Lachen aus.

Der Priester aber fährt dann fort, die Unterredung mit dem Mädchen zu Ende zu erzählen: "Aber, Fräulein, das ist alles andere als ein Kreuzzeichen. Wo haben Sie denn das gelernt?"

"Ich bin öfters in Ihrer Kirche gewesen und habe die Katholiken genau beobachtet, wie sie das Kreuzzeichen machen. Genau so mache ich es jetzt."

Jetzt aber kicherte und lachte niemand in der Kirche mehr. Beschämt senkten viele den Kopf.

———o———

Hitler:
Vereinigen wir uns gegen die Juden!

Stalin:
Vereinigen wir uns gegen die Welt!

Papst Pius XI.:
Vereinigen wir uns, um allen Menschen Liebe, Frieden und Gerechtigkeit zu bringen!

Wer von ihnen hat das Richtige?
Wem gehst du nach?

Busch-Wallfahrt mit Hindernissen

Von P. Phil Funke, O.M.I.

WENN der Buschpfarrer und der Prärie-Onkel auf Reisen gehen, dann passiert gewöhnlich etwas. Diesmal aber wollten sie wallfahren gehen, und da kann noch mehr passieren. Denn es sollte keine "Prärie-Wallfahrt" sein, wie im Sommer in der Rosenkranzgemeinde, noch auch eine "Wüstenwallfahrt", wo man bei der Wallfahrtspredigt mit einer Hand den "Himmel" festhalten muss, und am Schlusse ein Sandsturm die frommen Pilger feierlich nach Hause bläst, wie anno dazumal im schönen Happyland-Distrikt, nein, es sollte eine "Buschwallfahrt" sein, und da kann eben allerhand passieren.

Der Farmer weiss, was man mit dem "Busch" meint. Es ist da, wo man immer hinzieh'n will, wenn die Ernte schlecht ist, und von wo man immer wieder zurückkommt, wenn der Weizen gerät. Aber das ist blos der Anfang. Es geht dann noch hunderte von Meilen weiter nördlich, und da sind nichts wie Indianer, Trapper, Fels und Busch; es ist eben noch der wilde Westen. Zum Wallfahren gehört aber mehr. Da muss erst ein Heiliger sein, zu dem man wallfahrt. Nun, den "Buschheiligen" haben wir auch. Es ist der heiligmässige Bischof Grandin von Edmonton, der bald vom Heiligen Vater in Rom heiliggesprochen werden wird. Sein Prozess ist schon eingeleitet. Und der Wallfahrtsort? Nun, den muss ich genauer beschreiben. Da oben, so 400 Meilen nord von der St. Josephs-Kolonie, liegt nämlich ein grosser See, wo alle Flüsse des kanadischen Westens zusammenkommen, oder nicht weit weg sind. Dorthin fuhren früher die Missionäre vom "Prärieweg" von Edmonton her über den Beaver-Fluss, von Winnipeg (St. Boniface) aus über den Saskatchewan-Fluss, und wenn man einmal dort war, konnte man weiter in den Churchill-Fluss (in die Hudson-Bay und zu den Eskimos), oder wenn man einen kleinen "Portage" machte, war man im Friendensfluss, der einen dann in den Mackenzie-Fluss führte zu den grossen Indianermissionen des Nordens. Der See heisst "Ile a la Crosse", und man nannte ihn früher mit Recht: den "Schlüssel des Nordens." Da nun dieser Platz so wichtig war, hatte man dort schon vor 80 Jahren eine grosse Missionsstation gebaut, in der die meisten unserer alten Indianer-Missionare gewohnt haben, unter andern auch drei Indianer-Bischöfe, von denen der bekannteste eben Bischof Grandin ist. Nur eine Schwierigkeit bestand, wie uns die Geschichte unserer Oblatenmissionen erzählt. Der Beaverfluss hat nämlich grosse Stromschnellen, und so beschloss der Bischof Grandin, einen "Buschweg" durch den Wald zu schlagen, 100 Meilen weit nach Süden, bis zur Indianerstation Green-Lake.

Nun, alles dieses wusste der "Buschpfarrer" und der "Prärie-Onkel", als sie sich einmal mit ihrer alten Ford-Car im "Busch" verfahren hatten, und plötzlich vor der alten Missionsstation von Green-Lake standen. Ein alter weisshaariger Missionar, Pater Lacombe, ein Neffe des berühmten "Waldläufer-Missionars" Lacombe von Alberta, empfing sie in seiner kleinen "Bachelor-Wohnung", von wo aus er eine kleine Mestizen-Mission versieht. Ob der alte Indianerweg noch besteht? Ob man vielleicht—? Der Buschpfarrer schaut verstohlen auf seine Ford Car, Jahrgang 1928. Vier Räder hat sie ja noch, auch geht die "Engine" noch, wenn sie auch manchmal pustet, aber das ist auch alles. Den Prärieonkel treibt der Uebermut. Ach was, wenn es auch noch niemand gewagt hat, warum denn nicht auch wir? Probieren wir einmal. Der heilige Antonius wird schon helfen. Na, der wird einen "Job" kriegen, denkt sich heimlich der Buschpfarrer, aber er sagt nichts, denn der Prärieonkel ist zufällig sein Oberer, und da darf man nicht immer sagen, was man denkt. Der gute Pater Lacombe kauft eine mächtige Axt, und packt für drei Tage Provision zusammen, für alle Fälle. Und früh morgens geht's hinaus auf den Indianerweg des alten Grandin. Bald sind wir an den letzten Einwandererfarmen vorbei, und kommen in richtigen Hochwald. Der Weg ist gut. Alle Steine längst ausgegraben. Leider hat man vergessen, die dadurch entstandenen Löcher auch mit auszugraben, und da alles schön mit Gras überwachsen ist, sieht man sie nicht, man fühlt sie nur. Und so geht es im Takt: einmal rechts, einmal links, dann bums mit beiden Rädern drin. Aber was macht's? Man ist im richtigen Wald, von dem man so oft geträumt hat auf der einsamen

Prärie, und so lange die "Car" aushält, halten wir auch aus. Stunde auf Stunde im Schneckentempo. Mittag kommt, bald ist es drei Uhr. Haben wir 40 Meilen gemacht, Wer weiss. Wir kommen an den "Entenfluss", quer über den Weg. Ein Paar Baumstämme an einem Dratseil, soll eine "Ferry" machen. Langsam fahren wir drauf, steuern sie hinüber. Wie die Car abfährt, gehen die Balken auseinander. Gerade noch erreichen wir das Ufer. Nun zum ersten Mal hat der heilige Antonius geholfen. Zwanzig Meilen weiter, gegen Abend, ein Indianerzelt. "Wie weit bis 'Beauval' (Indianerschule auf dem Wege nach Ile a la Crosse)?" Fünf Meilen, sagt eine Indianerfrau. Gott sei Dank. Nach einigen Meilen fragen wir einen Halbindianer, der mit der Fuhre vorbeikommt. An 50 Meilen, meint er. Das klingt anders, und es wird Abend. Der Weg humpelt weiter, aber bald kommen Sandberge, immer höher. Die Ford Car kocht, wir drücken, manchmal stecken wir, aber immer glückt es noch grade. Der Weg wird immer wilder. Dann geht's immer bergab, einen ganzen Hügel, etwas Tal, und wieder bergauf. Mitten auf der Höhe stecken wir. Also zurück. Ein zweites Mal versuchen. Es geht nicht. Die Ford Car will nicht mehr. 30 Meilen von der nächsten Wohnung. Es wird Nacht. Aber wofür ist der heilige Antonius da? Ein kräftiges Gebet, und noch mal versucht: wir sind oben. Und feierlich wackelt die Fordcar weiter in den dunklen Wald hinein. Selbstverständlich schafften die Lichter nicht. Ein "Flashlight" muss aushelfen. Noch drei Stunden durch die Dunkelheit, bis gar nichts mehr zu sehen war. Wir müssen halten, und versuchen auf dem Sitz der Car zu schlafen, da der Boden feucht ist. Bald frieren wir in unseren dünnen Sommerkleidern. Also machen wir uns etwas Bewegung. Immer dem Weg nach. Zwei Stunden gehen wir zu Fuss, da plötzlich eine Lichtung, und vor uns liegt ein kleines Indianerdorf, und auf der Anhöhe auf der andern Seite des Flusses unterscheiden wir die Umrisse der Indianerschule. Aber wie hinüber? Wir klopfen an einigen Häusern. Keine Antwort. Es wird ungemütlich und wir sehnen uns nach unserer treuen Car zurück. Gedacht, getan, wieder zwei Stunden Marsch, und gegen sieben Uhr sind wir wieder, wo wir um Mitternacht waren. 16 Meilen zu Fuss, für nichts. Aber bald brummt die alte Ford wieder, und triumphierend halten wir Einfahrt ins Dorf, das jetzt wach geworden ist. Bald sehen wir auch eine "Ferry", die über den Fluss führt, den Berg hinauf, bis zum Eingangstor der Indianerschule. Da steht die Car von selbst: es ist kein Tropfen Gasolin mehr in der Tank. Gut gemessen, St. Antonius. Schnell lesen wir noch die heilige Messe, und nach einem mächtigen Frühstück, das uns die treuen Schwestern bereiten, schlafen wir uns gründlich aus von den Strapazen des ersten Teiles unserer Pilgerfahrt. Die Fordcar aber steht am Eingangstor, strahlend vor Stolz, dass sie seit Menschengedenken das erste Automobil gewesen ist, welches diesen Weg in die Wildnis gewagt hat und durchgekommen ist, vier Räder und eine Engine, und weiter nichts, Model 1928. Wie es dann weiter ging, erzählen wir das nächste Mal.

* * *

Vor Glaubenshass—fliehe!
Gegen Ungerechtigkeit—marschiere!
Gegen Lüge—schreite vor!
Für die Wahrheit—stürme!
In die Politik—eile! Damit unsere katholischen Grundsätze nicht zu spät dort hinkommen!



Marien-Messbund

Mitglieder des Marianischen Missionsvereins und Leser des Marienboten, die übrige Messen zu lesen haben

für die armen Seelen,
zur Danksagung,
zu Ehren Mariens, oder
in besonderer Meinung,

können durch diese Messintentionen die Missionswerke der Oblaten unterstützen.

Durch diese Messen erhalten wir die Studienhäuser, wo unsere deutsch-kanadische Priester ausgebildet werden.

Wenn du Messen zum Lesen hast, denke, nach deinem Ortspfarrer, an unsere junge Missionare.

BESTELLSCHEIN

MARIEN-MESSBUND
Oblaten Patres
939 Victoria Ave. Regina, Sask.

Name ....

Adresse ....

Meinung ....

Opfer $..........................

Ein Mann - - und doch Keiner

(Nach Pierre l'Ermite.)

DIE ganzen vierzehn Tage hindurch hatte er gezögert, war unentschlossen, fühlte er sich angezogen .... und wieder abgestossen ... gleich Menschen, die von den Wellen dem Ufer entgegen getrieben werden, aber es nie erreichen!

Ganz zufällig kam er zu einem Stückchen Predigt; hielt sich aber unter der Orgel oder hinten im Seitengange ... um frei zu bleiben! Würde er zuhören? ... und zuschauen?

Wenn der Prediger ihn interessierte, dann würde er es wagen, einen Stuhl zu benutzen. Wäre aber die Predigt zu abstrakt, dann würde er ganz leise auf den Fusspitzen davongehen.

—Das ist nicht für mich! ... Und er würde aufatmen auf dem freien Bürgersteig. So war die vierzehntägliche Mission verflossen. — Samstags war er zur letzten Versammlung hingekommen. Doch man hatte sie ausfallen lassen wegen dem Beichten. Und wirklich, die Beichtstühle waren umlagert von stillen Gläubigen. Der Mann kam sich vor wie in einem Hinterhalt, wo Gott ihn unversehens beim Kragen fasste, um ihm sein Gewissen auszuschütten, wie man einem ängstlichen Kranken unvermutet die Eiterbeule ausdrückt.

Die "Beichtfrage" stellte sich ihm ehe er nur die Zeit hatte, sich ein halbes Mal umzudrehen. Ein Priester kam hinter ihm her, der sein Surplis anlegte — und es war gerade jener Priester aus dem Beichtstuhle vor ihm. Er bemerkte den Mann und seine Unruhe. Mit gutmütiger Stimme, aber doch fest, sagte er ihm, indem er auf die leere Seite des Beichtstuhles hinwies: Kommen Sie sofort hin! ... Die andere machte ein Zeichen, als wollte er wegrücken.

—Benützen Sie nun— ..., nachher werden es zwanzig Frauen sein! ...

Er wagte nicht nein zu sagen, fiel auf die Knie, ein wenig so wie ein Lasttier hinfällt und beichtete oder vielmehr liess sich beichten. Als er heraus ging, war er in Schweiss gebadet.

* * *

Aber nun sollte er auch kommunizieren? .... Denn dafür ist ja die Beichte. — Fürchterlich. — Er sagte sich "nein", wenigstens nicht am ersten Tag der Ewigen Anbetung — dann wieder "ja" — und wieder "nein". Und trotzdem er "nein" beschloss, wurde es doch "ja". — Er ging wie abends zuvor aufs geratewohl hin — aber er blieb nüchtern — man weiss ja nicht, was vorkommen kann. Das Schiff war voll Männern. Er sah Deputes und Fabrikherren, Bankdirektoren und andere Vornehme. Freunde, welche bei der Sache waren und sich nicht um die Nachbarn zu kümmern schienen ... nicht mal um ihn.

Ein wenig sicherer, begab er sich ans äussere Ende einer Reihe Stühlen, noch nicht entschlossen, bis zum Ende mitzumachen.

—Aber, meine Herren, nach vorn! ... Hierher. — Seht, hier sind noch Stühle frei — bemerkte ein anderer Kaplan, der auf die Kanzel gestiegen war, um dem Evangelium einige Worte der Ermahnung beizufügen. Wiederum gehorchte der Mann; er ging vorwärts, mehr als er selbst wollte und fand sich in einem Block von Männern, die sich nun auf die Kommunion vorbereiteten.

Da erzeugte sich in seinem Innern ein Wunder. Wie er vorher aus Menschenfurcht nicht zu kommunizieren wagte, so brachten eine andere Furcht vor dem Urteil der Menschen ihn nun dazu .... Zusammenwirkung gewisser Seelen! ....

Und an seinem Platz zurückgekehrt, war er fast zufrieden. Von nun an ruhig, da er ja nichts mehr zu wollen oder nicht zu wollen hatte, legte er seinen Kopf in die Hände und betete, indem er an seine arme, alte Mutter dachte, die glücklich gewesen wäre, ihn heute hier zu sehen. Aber wer weiss! Vielleicht sah sie ihn doch? ...

Da merkte er erst, dass man oben spielte und sang, was man seit Beginn der Messe tat. Aber er hatte nur die innere Stimme gehört, die ihn nach vorn stiessen oder zurückhielten. Er horchte. Aber diese Melodie hatte er doch irgendwo vernommen? Plötzlich erhob sich oben eine jugendliche Stimme, sich wie eine Flamme von feurigem Tone der Bassgeige loslösend:

Jetzt juble, meine Seele,
Ja juble deinem Herrn!
Verkünde und erzähle
Die Gnade nah und fern.
Den Wunderbarn im Blut,
Die sel'ge Himmelsspeise,
Die auf verborgne Weise,
Dir gibt das höchste Gut.

Den Kopf gesenkt, liess er zuerst die Worte der Liebe über sich ergehen; dann auf sich einwirken. Es schien ihm, als streiften ihn die Flügel eines grossen Vogels, der in sein Nest zurück will. Ich stehe an deiner Türe und klopfe an! ...

Jedes Wort klopfte an. Jeder Ton pochte an seinem Herzen. Und der Mann öffnete, gab sich hin. Eine sanfte Erregung brach die letzten Schranken. Und oben antwortete die Stimme für ihn:

O Jesu mein, ich liebe Dich —
Weil Du zuvor geliebet mich!
Den bösen Willen nimm von mir,
Dass ich aus Liebe folge Dir.

Er war wie erobert. Die Messe ging zu Ende. Langsam, fast militärisch, gingen die Männer durch den Haupteingang hinaus. Er ging mit ihnen. Im Vorhof schaute eine Greisin — trotzdem eine Weltdame — zu, wie die Menge sich zerstreute. Als er vorbeiging, hörte er, wie sie zu einer Freundin sagte, auf die Männer, auf "Ihn" deutend, mit einer Art französischem Stolze: "Wie ist es schön zu sehen, wie all diese Männer, einfach, ruhig, mutig so ihre grosse Aufgabe erfüllen!"

Er aber errötete, beschämt. Sie meint, ich sei ein ... Mann! ....

Aber eine Stimme im Innern rief: Setze fort! ... Du bist im Begriffe fast ein solcher zu werden!

Für Kranke muss mann alles tun

Von P. A. Sylla, O.M.I.

„GROSSER GOTT wir loben Dich." So tönte es am Sylvesterabend in der St. Antoniuskirche von Rama als ein Dankgebet für alle empfangenen Gaben des Jahres 1938. Rama ist ein kleines Dorf, westlich von Canora, an der kanadischen Nationalbahn gelegen. Da betrat die Kirche ein junger Mann und wünschte den Priester zu sehen. "Eine Frau liegt sehr schwer krank darnieder und bittet um die Sterbesakramente," war sein Bericht. "Wie weit wohnt sie von hier?" frage ich. "Achtzehn Meilen, im Norden, im tiefen Walde," ist die Antwort. "Wie werde ich dahinkommen?" frage ich weiter. "Ich weiss es nicht," bekomme ich als Bescheid.

Für Neujahr war Gottesdienst in Dobrowody angesagt. Ein Farmerschlitten sollte mich noch heute dahinbringen. Doch wie werde ich den Krankenbesuch machen? Nur auf einem grossen Umwege kann ich es tun. Doch werden die Pferde imstande sein, diesen Umweg zu machen? Ich glaube es nicht. Ein Pferd war aus Müdigkeit schon auf der Strasse gefallen.—Der arme Farmer hat keinen Hafer, um seine Pferde zu füttern.—Dazu der grosse Schlitten,—zehn Meilen musste er machen, um ins Dorf zu kommen,—18 Meilen zur Kranken,—18 Meilen zurück zur Kirche.—Es hilft nichts, wir müssen fahren. Nur langsam ziehen die Pferde den schweren Schlitten nach.—In diesem Tempo werden wir niemals vorankommen. Wir müssen unterwegs einkehren, und um ein anderes Gespann bitten. Es gelingt uns auch, ein solches zu finden. Jetzt geht es auch besser. Eingehüllt in Pelze und Decken geht es in einen tiefen Wald hinein. Das matte Mondscheinlicht beleuchtet uns den Weg. Die Fichtenäste senkten sich unter dem schweren Schnee. Der Wind peitschte die gefrorenen Gipfelzweige der Pappeln. Hin und wieder huschte ein Uhu aus dem Dickicht heraus, und sein eintöniges Geschrei schien das neue Jahr einzuführen.—

Es ist Mitternacht, das neue Jahr hat angebrochen.—In Städten und Dörfern, überall jauchzender Ausdruck der Freude. — Wir hingegen gleiten im Schlitten in tiefer Einsamkeit durch den Schnee.—In der grossen Welt wird das neue Jahr eingelacht. — Hier im Wald liegt eine Schwerkranke am Ende des irdischen Lebens und weinend verlangt sie die lossprechende Hand des Priesters zu sehen.—

Wir fahren schon drei, vier Stunden und noch kein Haus, kein Licht zu sehen, — je weiter wir fahren, desto tiefer wird der Wald,—wir haben uns verirrt,—wir haben die Richtung verloren.—O liebes Jesukind, das uns das neue Jahr geschenkt hast, zeige uns den gewünschten Weg!—Wir schlagen eine andere Richtung ein, die Peitsche knallt, und die Pferde sausen voran. Da siehe—ein kleines Lichtlein in der Ferne. Wir kommen näher. Schwarze Gestalten stürzen aus der Hütte. "Gott sei Dank, der Priester ist gekommen," geht es von Mund zu Mund, und zurück in die Hütte, um diese Nachricht allen Anwesenden mitzuteilen. Tränen der Freude erfüllen die matten Augen der Kranken, sie faltet die Hände und betet ein Dankgebet.

In Eile wird alles für den Sterbebesuch bereitet. Ich höre die Beichte der Kranken und gebe ihr die heilige Wegzehrung. Der Wunsch der Sterbenden ist erfüllt. Nun kann sie, hoffnungsvoll auf Gottes Barmherzigkeit, in die Ewigkeit hinübergehen. Ich nehme Abschied von ihr. Dankend küsst sie mir die Hand und mit sichtbarer Freude wispert sie: "Tausend Dank, Hochwürden, Gott gebe Ihnen—Glück und Segen und mir—das ewige Himmelreich." Erschöpft fällt sie ins Kopfkissen zurück.

Nach einer kleinen Unterhaltung mit den Anwesenden, die gekommen waren, um Nachtwache bei der Kranken zu halten, dachte ich daran, zurückzufahren. Es war nachts zwei Uhr. Mein Kutscher spann die Pferde an und eilig fuhren wir nach Dobrowody zu. Unterwegs hielten wir an, um uns zu erwärmen und das Pferdegespann mit einem anderen zu wechseln. Um fünf Uhr morgens kamen wir an der Kirche an.

Nahe bei derselben steht ein kleines Haus, das zum einstweiligen Aufenthalte des Missionars diente. Ich trete ein: alles eiskalt. Ich mache Feuer und langsam taut der Frost auf. Es dämmert, der Tag bricht an und die Gläubigen kommen in die Kirche gefahren, um vor der Krippe Jesu das neue Jahr zu begrüssen. Ich lese die Messe und meine Gedanken weilen noch am Bette der Kranken, die in den letzten Zügen liegt. Möge das neue Jahr, so hoffe ich von der Barmherzigkeit Gottes, sie in ein neues glückseliges Leben in der Ewigkeit einführen.

Christus lebt.

Als von Napoleon auf der einsamen Insel St. Helena aller Schein und Traum seiner einstigen Weltherrschaft abgefallen war, sprach er einmal mit einem seiner Generäle über Christus: "Dies ist es, was ich am meisten bewundere und was mir die Göttlichkeit Christi unbedingt beweist. Ich selbst habe Massen begeistert, die für mich in den Tod gingen. Aber meine Gegenwart war nötig. Ich konnte aber meine Kraft keinem meiner Generäle mitteilen. Ich besitze nicht das Geheimnis, meinen Namen und die Liebe zu mir in den Herzen der Menschen zu verewigen. Welche Kluft ist zwischen meinem jetzigen Elende und dem ewigen Reiche Christi, der geliebt, angebetet und gepredigt wird in der ganzen Welt. Ist denn Christus gestorben? Heisst dies nicht vielmehr ewig leben. Das eben ist der Tod Christi. Nicht der Tod eines Menschen, sondern eines Gottes."

———o———

Ohne....

Ohne Arbeit! — was gewinnst du?
Ohne Einsicht! — was beginnst du?
Ohne Weisheit! — was vereinst du?
Ohne Würde! — was erscheinst du?
Ohne Armut! — was erbaust du?
Ohne Demut! — Was vertraust du?
Ohne Glauben! — was erstrebst du?
Ohne Hoffnung! — was erlebst du?
Ohne Liebe! — was erringst du?
Ohne Tugend! — was vollbringst du?

Zu Uns Komme Dein Reich

Von P. Krawitz, O.M.I.

Wer hat Recht, — die Politik der katholischen Zeitungen oder die Politik der nicht-katholischen Zeitungen?

WISSEN wir heutigen Katholiken noch, was das bedeutet? "Zu uns komme dein Reich," das soll nicht heissen: Herr, nimm uns auf in Dein Himmelreich. Nein, das heisst: Herr, mache unsere Welt auch zu deinem Reich. Mache unsere Welt zu einem Reiche, in dem Deine Heiligkeit, Dein Frieden, Dein Glück und Deine Gerechtigkeit herrschen." Darum beten wir im grossen Bittgebet Vaterunser.

Gegenwärtig sieht unsere Welt wirklich nicht wie ein Reich Gottes aus. Es gibt bei uns viel mehr Sünde als Heiligkeit, viel mehr Hass als Frieden, viel mehr Fluch als Glück und viel mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit. Und das alles ist auch die einzige Ursache der schrecklichen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Unordnung, die uns heute soviel zu leiden gibt. Die Welt muss unbedingt reformiert werden, unbedingt! Das wissen und fühlen wir alle. Auch wir Katholiken sind Weltbürger, deshalb haben auch wir an der notwendigen Reform der Welt mitzuarbeiten. Die allermeisten von uns interessieren sich auch mit ganzem Eifer dafür — aber leider, sie tun es nicht auf katholischem Wege. Sie wollen die Welt nur durch die Politik und die Wirtschaft reformieren und können nicht einsehen, dass die Politik zuerst einmal selbst reformiert und verchristlicht werden muss, ehe man mit ihr in der Welt etwas anfangen kann. Keines unserer heutigen politischen Systeme und keine unserer heutigen politischen Parteien kann uns helfen, wenn ihre Führer und Mitglieder nicht wieder ehrliche Menschen werden, Menschen mit einem christlich-gerechten Gewissen, so wie es Katechismus und Beichtstuhl vorschreiben. Ihr könnt politisieren soviel ihr wollt, es ist alles umsonst getan, solange ihr nicht darum kämpft, dass man wieder das Gewissen und die christliche Gewissensfreiheit zur Plattform und zur Grundlage aller Politik macht.

"Die Kirche soll sich nicht in die Politik einmischen" sprechen viele Katholiken den Kirchenfeinden nach. Versteht ihr denn wirklich nicht, worum es der Kirche geht? Sie kämpft gegen keine Politik. Sie kämpft aber gegen jede Handlung, die die Politik gegen das Gewissen unternimmt. Und bis jetzt hat die Kirche immer Recht gehabt. Lange bevor die Weltpolitiker die Gefahr des Kommunismus verstanden, hat die Kirche schon gegen ihn protestiert. Anfangs sagte man ihr, sie habe sich nichts in die Politik der Kommunisten einzumengen. Heute weiss man, dass sie gut tat. Als die grossen demokratischen Staaten zu Versailles den Weltkrieg beendeten, protestierten Papst Benedikt XV. und selbst viele französische sowie auch englische Bischöfe und Priester gegen die Art und Weise dieses Kriegsabschlusses. Man antwortete ihnen, die Politik gehe sie nichts an. Heute sieht man die Folgen der Gewissenslosigkeit dieser Politik! Es kam, wie die Kirche es vorausgesagt hatte! Als der Faschismus in Italien erwachte, erhob Papst Pius XI. und mit ihm alle katholischen Zeitungen ihre Stimme: "Ihr Faschisten habt kein Recht, politische Aktionen durchzuführen, durch die natürliche und katholische Rechte verletzt werden!" Eine halbe Welt protestierte gegen diese "neue Einmischung des Papstes in die Politik eines Staates." Aber der Führer der Faschisten verstand. Er gab den Italienern ihr natürliches Recht, Gott so zu dienen, wie Christus es vorgeschrieben hat, zurück. Solange der Faschismus nichts gegen das katholische Gewissen tut, solange wird die Kirche auch nicht gegen ihn sein.

"Zu uns komme Dein Reich" betet Ihr Katholiken jeden Tag. Wie soll dieses Reich aber zu uns kommen können, wenn Ihr für Politiken kämpft, ohne euch zu fragen, ob diese Politiken auch mit der Wahrheit und der Gerechtigkeit des natürlichen Gewissens vereinbar sind? Wenn Ihr die Grundsätze dieses Reiches, wie sie in unseren katholischen Zeitungen veröffentlicht werden, für Märchen und Uebertreibungen hält?. Solange euch die katholischen Zeitungen als fromme Märchenbücher gelten, die nicht-katholischen aber als die einzig wahren, wartet Ihr umsonst auf Frieden und Gerechtigkeit. Die Zukunft wird es euren Kindern und Kindeskindern zeigen, dass auch heute nur die katholischen Zeitungen die Wahrheit brachten. Dass man sie nicht ernst nahm, dass man nicht auf sie hörte, wird eine Mitursache der Leiden eurer eigenen Kinder und Nachkommen sein. **Willst du ihnen ein besseres Leben bauen als du es hattest, dann unterstütze, lese, und verbreite katholische Zeitungen!**

INFRIORITAET DER KATHOLIKEN

Von der Inferiorität der Kultur eines Volkes darf man keineswegs auf die Inferiorität dessen Religion schliessen; sonst müsste man ja auch schliessen: Also war die Religion der alten Griechen besser als die christliche, denn kein christlicher Staat, ob katholisch oder protestantisch, hat bis jetzt die Kultur der Griechen erreichen können. Die wesentliche Bestimmung der Religion besteht nicht darin, dass sie die irdischen Bestrebungen der Menschen fördert, sondern darin, dass sie die Verbindung (religare) des Menschen mit Gott herstellt. Sie soll den Menschen aus seinem irdischen Treiben emporheben, sein Herz und Gemüt auf Gott hinlenken und ihn zu seinem ewigen Ziele führen; sie soll ihn von der Sünde befreien und immer mehr durch Liebe und Heiligkeit mit Gott vereinigen. Darin besteht ihre Lebensaufgabe. Die Kulturförderung ist etwas Nebensächliches, das sehr oft von äusseren Verhältnissen bedingt ist und durch Ungunst derselben verhindert werden kann. Infolge äusserer Hemmnisse konnte das Christentum erst nach dreihundertjährigem Bestande in die Kulturentwicklung eingreifen.... Der wahre Prüfstein der Religion sind die Früchte der Heiligkeit, der Reinheit, der Keuschheit, der Gottes- und Nächstenliebe, der Barmherzigkeit, der Geduld in allen Leiden und Trübsalen dieses Lebens. Auf diesem Gebiete darf die katholische Kirche den Vergleich mit allen anderen Religionen sehr wohl aufnehmen. Hier hat Christus ihr die Kennzeichen des göttlichen Ursprunges so klar auf die Stirne gedrückt, dass jeder sie leicht als die wahre Braut Christi erkennen kann.

Käme es bei Beurteilung der Religion an erster Stelle auf Kulturerfolge an, so hätte der Stifter des Christentums seine Aufgabe herzlich schlecht gelöst. Er berief arme, ungebildete Fischer zu Apostel, lehrte und lässt lehren: Armut des Geistes, Losschälung von allem Irdischen usw.

Wir geben doch auch zu, dass die wahre christliche Religion untergeordnet auch auf die Kultur günstig einwirken muss. Es lässt sich sowohl aus der Natur als auch aus der Geschichte der katholischen Kirche zeigen, dass sie nicht nur keine Feindin, sondern die mächtigste Förderin aller berechtigten Kulturbestrebungen ist, soweit und solange sie nicht durch äussere feindliche Ursachen an ihrem naturgemässen Wirken gehindert wird. Kathrein, S. J.

* * *

U. L. Frau von Lourdes.

Von P. Gaudentius Koch, Kapuziner.

Hoch ragt dein Bild im Felsenbau,
Heil, Königin Maria.
Dein Kleid ist Glanz, du hehre Frau,
Dein Gürtel wie der Himmel blau:
Fromm faltet sich die Mutterhand
Und ringt zum Herrn für Volk und Land.

Wir jubeln dir mit Herz und Mund,
Heil, Königin Maria.
Bei dir ist Heil und Gnade kund,
Wir steh'n zu dir in treuem Bund:
Dein reiner Blick zu Gottes Thron
Heischt Segen nur und Huld vom Sohn.

Empfiehl uns all' in Jesu Herz,
Heil, Königin Maria.
So sende hell in Stahl und Erz,
Die Himmelsscharen erdenwärts:
In deiner Engel frommer Hut
Fleh'n wir zu dir mit Gut und Blut.

Darauf kommt es nicht an.

Zeigt nicht das ganze Elend des Tuns und Treibens der heutigen Generation in dem Anspruch, glücklich zu sein, wie man es nennt? Jeder noch so erbärmliche Wicht, der in einer menschlichen Haut umherwandelt, ist von dem Gedanken erfüllt, dass er nach allen menschlichen und göttlichen Gesetzen das Recht habe, glücklich zu sein. Seine Wünsche, die Wünsche des erbärmlichsten Wichtes, müssen ihm erfüllt werden; seine Tage, die Tage des erbärmlichsten Wichtes, sollen in einer stets sanften Strömung des Genusses hinfliessen. Die Propheten predigen uns: "Du sollst glücklich sein! Du sollst das Angenehme lieben und finden!" Und das Volk schreit darauf: "Warum haben wir das Angenehme nicht gefunden?"

Glücklich, mein Bruder? Vor allen Dingen frage ich: Was kommt darauf an, ob du glücklich bist oder nicht? Das Heute wird so schnell Gestern, alle Morgen werden Gestern, und dann handelt es sich überhaupt nicht mehr um das Glück, sondern um etwas ganz anderes. Dass er seine Bestimmung als Mensch nicht erfüllen kann, ist im Grunde das einzige Unglück des Menschen. Siehe, der Tag geht schnell dahin, unser Leben geht schnell vorüber, und es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Der kurze, prahlende Tag mit seinen lärmenden Scheingestalten ist vorüber, und die göttliche ewige Nacht mit ihren Sternendiademen, ihrem Schweigen und ihrer Wahrheit ist hereingebrochen. Was hast du getan? Wie hast du es getan?

—Th. Carlyle.

* * *

König Friedrich II. von Preussen tat einmal folgenden Ausspruch, in dem viel Staatsweisheit enthalten ist:

"Lass in Ruh' die Jesuiten,
Die sehr vieles schon gelitten;
Lasst in Ruh' die Geistlichkeit.
Drohet nicht dem Papst mit Waffen,
Lasst in Ruh' und Fried' ihn schaffen,
Sonsten trifft euch harte Zeit."

* * *

Sei immer in Bewegung, denn die Welt vernichtet und zerstampft alles, was in träger Ruhe verharrt.

Nur bei Christus stehe! Stehe und rühre dich auch nicht um einen halben Schritt!

16,000 Priester in Spanien ermordet!

Und wie?

Man hing sie in Schlachthäusern an Fleischhaken auf mit einem Zettel: Schweinefleisch!

Man hat sie gemartert, gekreuzigt, lebendig begraben und lebendig verbrannt!

Klosterschwestern hat man in viehischer Weise beschmutzt!

Jeder Mensch, der ein Kreuz am Halse oder einen Rosenkranz in der Tasche trug, wurde erschossen!

Die Katholishe Welt

AMERIKA

Eine katholische Tageszeitung. Wie das offizielle katholische Organ der Erzdiözese Chicago, die "New World" mitteilt, wird dieses Blatt demnächst ausgebaut werden und im Jahre 1940 als katholische Tageszeitung erscheinen. Die "New World" nimmt unter den zahlreichen katholischen Wochenblätter der Vereinigten Staaten eine führende Stellung ein. Eine katholische Tagespresse im europäischen Sinne gibt es in den Vereinigten Staaten nicht. Die einzige katholische Tageszeitung, die "Catholic Daily Tribune" im Staate Iowa, hat nur eine kleine Auflage. Um so stärker verbreitet sind die rund 120 katholischen Wochenblätter, 115 Monatsschriften, 13 Zweimonatsschriften und 31 Vierteljahrsschriften.

* * *

SPANIEN

"Mit Stolz darf ich es verkünden . . ." Der greise Erzbischof von Toledo erklärte in einer Predigt: "Als Primas von Spanien will ich hier zeigen, wie sich der spanische Klerus in der kommunistischen Revolution benommen hat: Von 30,000 spanischen Priestern haben sich an die Zehntausend geopfert; kein einziger hat seinen Glauben verraten." Und zu einem Pressevertreter äusserte sich der Erzbischof: Mit Stolz darf ich es verkünden: Noch nie hat eine Nation ein solches Beispiel erlebt, dass 6000 Weltpriester das Martyrium auf sich nahmen, ohne das geringste Zeichen von Schwäche. Keiner ist zurückgewichen angesichts des Todes, dem oft genug furchtbare Qualen vorausgingen.

———o———

AUSTRALIEN—

Katholiken gegen die "ausgestreckte Hand".

Die Kommunisten versuchen in der letzten Zeit auch in Australien die Katholiken für sich zu gewinnen unter dem Schlagwort einer "Volksfront" oder 'Einheitsfront". Aber wie die Katholiken in anderen Ländern haben auch die Australiens diese "ausgestreckte" Hand mit allem Nachdruck zurückgewiesen. Das führende katholische Blatt von Melbourne schreibt: "Wir wissen, dass der Kommunismus gekennzeichnet ist durch seine gottlose Lehre und seine Gottlosenpropaganda. Vor allem aus diesem Grunde lehnen wir ihn ab und verwahren uns gegen jede Gemeinschaft mit ihm. Wir sind bereit, mit allen sozialen Bestrebungen, die eine Besserstellung der Arbeiter als ihr Ziel erklären, zusammenzuarbeiten, mit einer einzigen Ausnahme: dem Kommunismus. Denn dieser will den Glauben selbst zerstören, also die Christenheit und damit die Kirche. Die gottlose Haltung des Kommunismus ist eindeutig erwiesen, man braucht darüber keine Beweise anzuführen. Wenn man aber noch Beweise braucht, dann liefert sie Spanien in reichem Masse."

* * *

SPANIEN

Franco über das Missionswesen. Auch das nationale Spanien hat trotz der Kriegszeit den Weltmissionssonntag mit erhebenden Feiern begangen. General Franco hat zu dem Tage folgende Erklärung bekanntgegeben: "Spanien wird sich unsere missionarische Ausbreitung in der Welt sehr angelegen sein lassen als einen überaus wichtigen Teil des Zivilisationswerkes und des geistigen Einflusses Spaniens." In den religiösen Feiern des Tages erinnerte man an die grosse Missionsgeschichte Spaniens, das so vielen Völkern, vor allem in Amerika, den katholischen Glauben gebracht hat und so berühmte Missionare wie Franz Xaver, Petrus Claver, Franziskus Solanus, Pater Las Casas und die Jesuiten von Paraguay zu seinen Söhnen zählt. Heute noch betreuen spanische Missionare grosse Missionsgebiete, besonders im Innern Südamerikas. Aber es wird in der nächsten Zukunft nicht leicht sein, aus dem so priesterarm gewordenen Spanien Missionäre in grösserer Zahl auszusenden.

* * *

SOWJET-RUSSLAND

Stalin will eine gottlose Jugend.

Bei einem Empfang der Leiter des Gottlosenbundes hat Stalin neulich folgende Erklärung abgegeben: "Obwohl die Sowjet-Union offiziell die Religions- und Gewissensfreiheit bewilligt hat, bleibt sie im Grundsatz ein gottloser Staat. Dieser Staat will seine Jugend im Geist der Gottlosigkeit erziehen, weil die heutige Jugend Hüter und Förderer der marxistischen und kommunistischen Ideen sein wird. Es ist sicher, dass die nächste Generation gottlos sein wird und dass alle Religionen weiter zurückgehen werden, bis sie schliesslich vollkommen aus Sowjet-Russland verschwunden sind."

Der Chef der GPU, Jeschow, sprach kürzlich vor einer Abordnung von Beamten der GPU seine Freude darüber aus, dass alle Beamten der GPU zu den Gottlosen gehörten. Es sei selbstverständlich, dass ein Beamter der russischen Tscheka ein Pionier der Gottlosigkeit sei. Nur so könne er ja mit Erfolg gegen die religiösen Elemente, die Feinde des Staates, kämpfen. Zum Schluss seiner Ansprache teilte Jeschow mit, dass in den neun ersten Monaten dieses Jahres 237 Geistliche wegen "Spionage" oder "Sabotage" hingerichtet worden seien.

Champion of Forgotten Men

By Rev. A. SIMON, O.M.I.

CONCLUSION

IF we could know Eugene de Mazenod we must read his soul, his heart; the word of encouragement, of hope, of comfort given to one and all who came to him; the explosion in holy anger or just indignation of his temper and character, characteristically Provencal; his lively faith, his unwavering hope in God; that mortification and penance from the age of 12 until his death, that urged him in expiation of his sins, he said, and of the sins of those committed to his charge, to rival the austerities of the saints of God; his love of poverty.

On one occasion his tailor refused to mend further the Bishop's cassock reminding de Mazenod that he had worn it for seventeen years! As Bishop he not infrequently served the Mass of the youngest priest at the Bishop's House. Once, on a journey, he waited until 4 o'clock in the afternoon to say Mass. He fearlessly championed the rights of the Church and of the Holy See. His love for the congregation he founded and directed, his zeal for souls, but especially his love for the poor were immeasurably great. All this, and much more was de Mazenod. ;

But above all he loved the poor and the unfortunate. "The poor are dearer to me," said this son of a long line of the French nobility, "than the rich and powerful of this world."

One day he met a beggar. Noticing that the man had no shoes, the Bishop removed his own, gave them to the beggar and walked home barefoot.

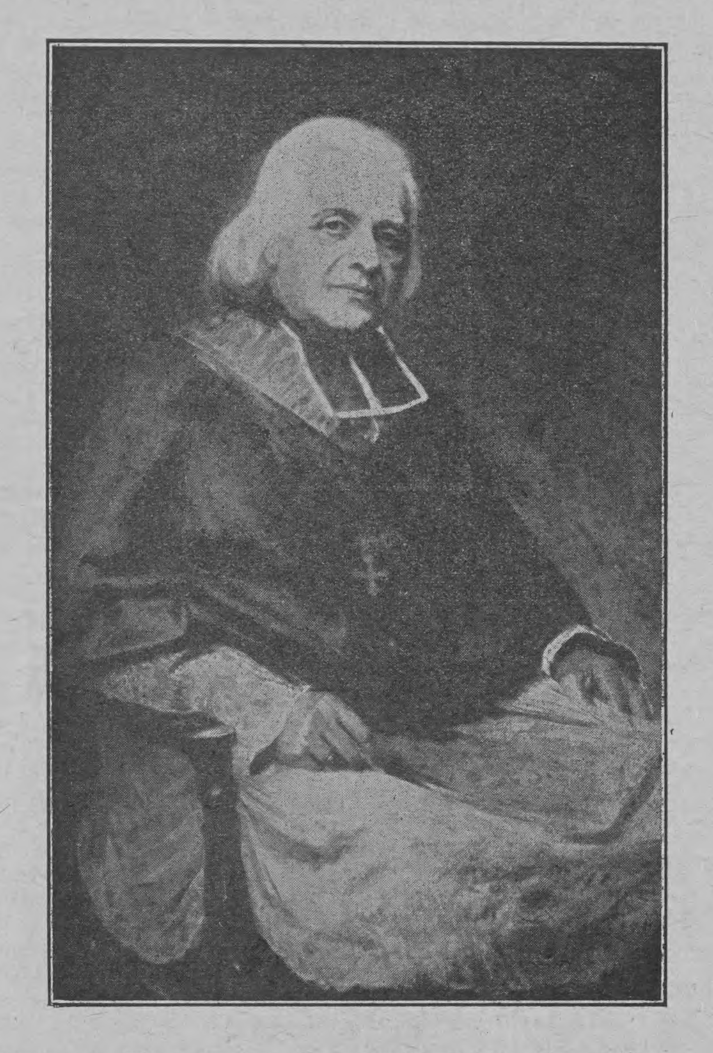
Four times the cholera ravaged his diocese during his episcopacy — in 1834, 1837, 1849, 1854. The Bishop personally administered the sacraments to the poor and the unfortunate in home and hovel and hospital.

He knew that adults were shy about receiving confirmation, even, though the revolution and the subsequent upheavals were the cause of so much neglect in matters spiritual. Therefore, every Monday the Bishop confirmed adults privately in his chapel. He went to the prisons, to the barracks, to the homes of the poor, to the theater even to administer the sacrament of confirmation, and in this manner during his life confirmed some 25,000 adults.

On one occasion, at the close of a mission in a prison, two men were baptized, six were confirmed; 45 all told received Holy Communion at the Bishop's hands. After the Mass he had breakfast with the men and asked the prison authorities for permission to give these men a glass of wine.

* * *

In 1837, Bishop de Mazenod went to a town called Gap to administer the Sacrament of Confirmation. He learned that in prison there was a man sentenced to be executed. The clergy were prepared to hear his confession but refused him Holy Communion. Bishop de Mazenod was in-



dignant. He asked to be admitted into the prison. He spoke to the condemned man, who yielded to the words of love that flowed out the Bishop's heart into the sinner's. The criminal made his confession and prepared for death.

The next morning the Bishop himself said Mass in the prison chapel — a thing unheard of. Near the altar knelt the condemned man, in chains. Bishop de Mazenod addressed a few fatherly words to the unfortunate man and gave him Holy Communion.

A lawyer, notorious in Marseilles for his many-sided wickedness, refused all priests who came to see him. The Bishop went himself, and converted him. A girl of 12 was dying in a brothel. The Bishop, with two companions, went to see her and did all he could, to bring her to repent. De Mazenod learned about a woman who had not left her house in forty years. Partly paralyzed and, for twenty years, also deaf, she had somehow managed to keep herself and her father alive. She blasphemed God and cursed men. The servant of God went to see her. At first all attempts to help were rejected. De Mazenod did not lose patience. He extended his hands over her

and prayed. Suddenly she broke into tears, lifted her eyes towards heaven and at long last began to pray again.

One day in 1842, on one of the ships in the port of Marseilles, a group of men was gathered around three men engaged in a heated quarrel. Bishop de Mazenod happened by and inquired after the cause. He was told that a poor fellow had lodged at an inn, and departed not only without paying for his lodging, but also with some of the inn's movables. The innkeeper wished to seize the traveling bag of the poor wretch and to turn him over to the police.

"How much do you owe?" asked the Bishop.

"Eighty francs," said the thief.

The Bishop chided the innkeeper for so abusing the poor fellow, and taking five pieces of gold from his purse, he handed it to the thief saying: "This will suffice to pay your debt. Send these men home."

Sir Blennerhasset, Inspector of Reformatory Schools, King's County, England, wrote: "Had this remarkable man, Bishop de Mazenod, lived before the 'Divina Comedia' was adumbrated, he would surely have had his place in the 'Paradiso.' His panageric, however, has been composed by one of the greatest poets of our age, for the figure of Charles de Mazenod was present to the mind of Victor Hugo, when in the opening chapters of the "Miserables" he drew his famous portrait of the ideal Christian Bishop, and told how Mgr. Myriel dealt with crime and ingratitude and touched the heart of the convict Valjean."

* * *

The closing scene of the earthly pilgrimage of the saintly de Mazenod was like the setting of a summer's sun. It was calm, grand, bright—even to its last glimmer on the edge of life's horizon. He had to endure an intensity of bodily pain for several weeks, but his mind was all the while unclouded and his play of holy thoughts and feelings, and his kindly word and look, were free and active as before.

One day, during this last illness came a letter from one of the foreign missions of the Order. The Bishop asked whether the letter was on subjects of piety or business; learning that it was of the latter nature, he said, "Then it does not concern me, my only business now is to prepare for a good death."

"My Lord," said one of the Fathers, "in what terms shall we speak of your last moments to our brethren who are absent?"

"Tell them," he replied, "that I die in peace—that I die consoled by the thought that God has condescended to use me as an instrument in founding, in His Church, the Society of the Oblates.'

"My Lord," continued his interlocutor, "confer on us the favour of disclosing to us the chief wish of your heart in our regard."

Then the dying servant of God, fixing a glance of paternal tenderness on the Oblate Fathers who were at his bedside, said, "The chief wish of my heart in your regard is that you practice with fidelity, charity — charity — charity towards one another, and that in your exterior works you exercise zeal for the salvation of souls." He received with faith and piety the Apostolic Benediction which was forwarded to him by the Holy Father, Pius IX.

Seventy-five years after the saintly founder's death, on January 15, 1936, Pope Pius XI affixed his signature to the document introducing at Rome the cause for the beautification and canonization of the Great Champion of Forgotten Men, Eugene de Mazenod.

To a Priest ordained on the Feast of the Annunciation.

Lo, the Babe of Mary's bosom,
Whose Conception made Him Priest,
Makes of thee a Priest eternal
On His own Conception feast!

May this Babe, the Word Incarnate,
Be thy strength throughout the fray;
Grace thee with all priestly virtues,
Be thy Life, thy Truth, thy Way!

And through life, oh let Him lead thee!
This is sure the better part:
Close to Jesus, living, loving,
Leaning on His Sacred Heart!

There thou'lt find the lov'd Apostle,
There thou'lt find the Virgin Priest,
There thou'lt find thy consolation,
There thy love will be increased.

May th'Eternal Priest and Victim,
Joined with thee, forever say:
Happy, holy, ever-blessed
Was that 'Nunciation day!

O. M. I.

Did you get your "Pin" Letter?

Have you answered?

MOTHER'S LAMENT

"How strange it seems to bring a son
Through life's grave problems, one by one,
To keep a vigil at his crib,
To change his diapers and his bib,
To rout the measles and the mumps,
To tend to all his childhood bumps,
To cry a bit as he grows tall,
Yet certain he is worth it all,
And then when you are feeling smug—
To find you've raised a Jitterbug!"

—Rita Stack.

Pope Pius XI



AMBROSE DAMIEN ACHILLE RATTI was born one of six children at Desio, a town of 8,000 inhabitants, a little north of Milan, on May 31st, 1857. The parish priest was the schoolmaster, and he it was who recognized Achille's exceptional qualities and urged him to study for the priesthood. Don Damiana Ratti, a country pastor, and uncle of the talented boy, paid his way through the seminary.

Tributes to the intelligence of Pius XI are not merely the stock compliments handed out to all men of position. He earned a triple doctorate at the Gregorian — in philosophy, theology, and canon law. He can read and speak at least Italian, German, French, Polish, Jewish, and Latin.

After his ordination, he was appointed professor of sacred eloquence and dogmatic theology at his alma mater—St. Peter's Seminary, Milan. Don Achille Ratti's mind had the leanings of a scholar, and he became a familiar figure in the reading rooms of the Ambrosian Library. He was ordained only five years when he was elected one of the doctors of the Ambrosian. He contributed articles to learned magazines and began work on a detailed history of the church of Milan, three volumes of which were ultimately printed.

Besides being burdened with writing and research, Don Ratti became contact man for scholars from all parts of the world who came to the library. His personality was as pronounced as his learning. Ceriani, the prefect of the library, a perfect specimen of the dried-up type of scholar, watched with a sigh of relief how skilfully Doctor Ratti handled his visitors. But not all visitors were of the renowned class; some were poor students with theses on their hands, wandering like frightened children among the sober old books. Perhaps Don Ratti had been tortured with writing theses when he was a student; at least he could sympathize with the desperation of these young visitors, and many of them have testified to his kindness in helping them. At times he himself would work for days preparing a list of material for just one student and place the whole list of books in front of the relieved young fellow.

There were diversions to relieve the pressure of overwork. Billiards was a favorite game with him, but the pastime for which he has become noted was mountain climbing. Here again the reputation of Pius XI as an alpinist is not a mere inflation.

He was born at the foot of the Alps, and practically every year he spent his vacation climbing mountains. In the course of time he became an associate of the Italian Alpine Club, and was regarded as a daring climber with extraordinary powers of endurance. Even the guides began talking about him when by sheer physical strength he saved the life of one of them. The guide had slipped off a high ridge and had fallen onto a glacier, and Don Ratti, unaided, held him for several minutes while he regained his footing. But the feat that alpinists will never forget was the thrilling climb of Don Ratti and another priest with their two guides to the peak of Monte Rosa from the Italian side. Monte Rosa had never been conquered from that side before; in fact, just three years previously two famous mountaineers lost their lives trying it. But Don Ratti and his friend first studied the climb scientifically, and when the weather favored them, they made the ascent. It meant two absolutely sleepless nights on the snowy, bitter cold mountainside, and one of these nights was spent right over a precipice on a ledge so narrow that there was not even room enough to sit down!

In 1907, Ceriani of the Ambrosian Library died, and Don Ratti was made prefect, with the title of monsignor. Reluctantly he gave up his pastoral work and devoted all his time to the library. In all Monsignor Ratti spent twenty-four years of his life in the scholarly seclusion of the Ambrosian.

After Achille Ratti had been prefect of the Ambrosian for four years, he was called to Rome in 1911 to be vice prefect of the Vatican Library under Cardinal Ehrle. When the World War broke out, and Italy was in a state of precarious neutrality, Cardinal Ehrle, a Bavarian by birth, thought it wise to resign, and Monsignor Ratti

became prefect, with the title of prothonotary apostolic.

The learned prefect, with his profound knowledge of history and his understanding of human nature, was esteemed by Pope Benedict XVI. In the trying days of the War, when the Father of Christendom was in need of expert advice on historical matters, he occasionally came to the Vatican Library for a conference with Monsignor Ratti. Cardinal Gasparri, the papal secretary of state, also relied on the knowledge of the librarian who could talk with an exceptional command of the field—especially regarding the problems of Poland. This knowledge was particularly valuable, because with the great break-up in Europe, it became evident that Poland would claim independence, and the Holy See must be accurate and fair in its attitude.

The partition of Poland by Russia, Germany, and Austria was one of the capital sins of modern history. Now, with Russia on one side, and Germany and Austria on the other, the people of Poland felt that something must happen, and in dead earnest they made their goal independence —a new Poland. The Holy See watched developments intently. Russia was on the verge of defeat. The collapse of Russia would set free the eastern provinces of Poland. The allies were avowedly in favor of the independence of Poland; in fact, President Wilson announced his devotion to that cause on the eve of entering the war. Even if Germany should win, the old regime could not continue. As the winter of 1917 dragged on, and pandemonium broke loose in Russia with the rise of Bolschevism, it began to look as though the establishment of a solidly Catholic state in Poland, as a bulwark against anarchy and atheism, would be the salvation of western civilization.

Early in January, 1918, the Allied Government issued a joint declaration in favor of the independence of Poland. In February, General Haller's Polish brigade of the German army broke through the lines and in March joined forces with the Poles revolting from the Russian armies. The Polish officials were begging for a personal representative of the Holy Father. So one day in April, Monsignor Ratti was summoned to a private audience and was told to leave immediately as papal delegate to Poland. It must have been a shock to the librarian. He had not been educated in the intricacies of papal diplomacy, but his protests were in vain—and he went.

In a land where several nations had extended their influence, opposing nationalistic claims would be strong and bitter and the least leaning towards one side on the part of a supreme arbiter like Monsignor Ratti would naturally be interpreted as monstrous partiality. Even the two countries to which he was made delegate—Poland and Lithuania—were at daggers' points. Then there was the difficulty of travel and communication in districts crippled by war and torn with internal dissension. Monsignor Ratti was warned on one occasion that the train on which he intended to travel might possibly be blown up — one never could tell. Another tremendous job facing the delegate was preparing the framework of a concordat between Poland and the Holy See. But perhaps the greatest difficulty was that Monsignor Ratti was sent to bring peace and order to a poverty-stricken people dying of starvation. Pope Benedict gave him a substantial alms to be spent among the poor, and the delegate had ample opportunity to use it. Daily while he was in Warsaw, he took a walk in the poorer districts of the city and personally helped the poor. On one of his journeys he saw an old Jewish woman crying broken-heartedly in the road. He stopped to ask the cause of her weeping, and when he found that it was because she had lost her only cow, he gave her money to buy another.

Meanwhile, the German armies had been forced to withdraw from Poland, and Poland had proclaimed her independence. This was not yet ratified at Versailles, when the Holy See announced its formal recognition of Poland as an independent state. The Polish government responded at once by requesting the appointment of a papal nuncio to take the place of the temporary apostolic delegate, and they added a special request that Monsignor Ratti be appointed. Benedict XV was glad to reward the brilliant labor of his delegate, so in the following June, Achille Ratti was made nuncio to Poland and consecrated Titular Archbishop of Lepanto in the cathedral of Warsaw.

Archbishop Ratti's labors continued unabated. He had done much for Poland; there was much more to be done. Two years later occurred the famous event for which the nuncio has been called the savior of Europe. Slowly and dismally a new regime came into being in Russia—a chaotic government built on the chaos of a barbarous revolution—and the Bolsheviki started moving west into Poland. Nearer and nearer the Red armies came, until they had practically surrounded Warsaw. The position looked hopeless, so hopeless that England advised an unconditional surrender, but Poland knew better than to surrender to a government that ruled out God. Most of the diplomatic corps left the city, but Archbishop Ratti telegraphed the Vatican begging permission to stay. The answer came that he might remain at his post in Warsaw as long as the government remained. When the nuncio announced his intention of staying with the Polish people to the end, the crowds went wild with enthusiasm; it put new morale in the army. On the eve of the Assumption, the guns boomed around the city, but a hundred thousand non-combatants marched through the streets reciting public prayers while men and boys held the trenches. Warsaw seemed doomed, but when the Polish army launched a counter-attack during the night, the Bolshevik lines broke, and the enthusiastic Poles hammered the Reds clear over the frontier.

The following year, when the Papal Nuncio to Poland was deeply immersed in his work, straightening out endless difficulties and still carefully planning a concordat, Cardinal Ferrari died, and Archbishop Ratti was recalled to succeed him as Cardinal Archbishop of Milan. Six months after the new cardinal had taken up residence in his see, Pope Benedict XV died, and all the cardinals hurried to Rome for the conclave.

There was long deliberation among the cardinals, but in the fourteenth ballot Cardinal Ratti was elected. The sacred college of cardinals formed a circle around him, and Cardinal Bisleti, the dean, said, "Do you accept the election that designates you sovereign pontiff?" There was a moment of silence, and then came the reply, "Notwithstanding my unworthiness, of which I have the most profound consciousness, I accept."

Then the new pope did a startling thing. Since 1870, when the Papal States had been torn from the Church, no pope appeared publicly, as a protest to the Italian Government. But Pius XI dared to be an innovator. He vested in the white cassock of the Vicar of Christ and stepped out onto

the balcony, and, after a thunderous applause from the people, gave his blessing to Rome, to Italy, to the world. Then in the silence the voice of an Italian officer rang out giving orders to present arms to the pope—for the first time in more than fifty years!

There were some among the cardinals who doubted the prudence of the new pope's action, but perhaps this gesture led to the about-face of the Italian Government in 1926, when it asked the Holy See to consider plans for a reconciliation. After two years of legal labor in secret, a treaty was formulated, and signed in 1928, making the Vatican City a sovereign state. Pius XI insisted on the minimum. He knew that in the circumstances of today the papacy could not exercise its power properly under any law of guarantees, whether from the Italian Government or any other, but it must be absolutely sovereign, independent of any power on earth; and he knew that a very small piece of territory would be enough to guarantee this sovereignty. In the final draft of the treaty he actually cut out some of the territory agreed upon by Italy. The Vatican City is the smallest country in the world, covering scarcely one square mile of ground. And for the entire confiscation of 1870, only seven hundred and fifty million lire in cash and one milliard in 5 per cent government bonds were asked of Italy. The Holy See seemed, from the worldly point of view, to lose in the transaction, but she gained in the mathematics of eternal values. The pope insisted that the treaty could be accepted only provided it be inseparably united with a concordat making the Catholic religion the official religion of Italy, thereby removing at a stroke a large accumulation of laws hostile to the Church. That was an act of genius. Concordats have often been broken before, but should a future government of Italy infringe this concordat, it is automatically offending against the treaty and committing the supreme crime in international relations by challenging the sovereignty of a state.

Most people think the settlement of the Roman Question is the greatest achievement of Pope Pius XI, but it really is not. True, it was a very important diplomatic and spiritual victory, but in a way it concerned only a part of the Church. Pius XI has thrown the same energy into a world-wide program of spiritual progress. His motto is Instaurare omnia in Christo—"To restore all things in Christ," and under his guidance the Church has been restoring and advancing in every direction.

The mission field is just one sample of the various departments that have felt the quickening impulse of his interest. In the encyclical Rerum Ecclesiae (1926), Pope Pius outlined his missionary policy. He insisted on the development of a native clergy and hierarchy in every country, and to show his supreme earnestness he consecrated the first six Chinese bishops with his own hands. The missionary expansion can be judged from the fact that between 1918 and 1930 ninety vicariates and prefectures apostolic have been built under the reign of Pius XI. But perhaps the most striking thing he did for the missions was to make St. Therese of Lisieux patroness of the missions. When we remember that St. Therese never got beyond the walls of her Carmelite convent in France, although she prayed and suffered for the missions, we are apt to see an object-lesson in this move of the pope. He wanted to make the world realize that every Catholic should be a missionary, and that an ordinary nun, disabled by an incurable disease, can be a greater missionary than the men on the firing line.

As the supreme teacher of mankind, Pius XI stands out as have few popes before him. He has written many encyclicals on a variety of subjects, but the greatest are the three that go to the bottom of our modern troubles and build up a clear policy of reform — for the individual, for the family, and for society as a whole. These are the encyclicals on education, on Christian marriage, and on the reconstruction of the social order.

Pope Pius XI did a remarkable amount of good for the Church in sixteen years, but it is possible that he will go down in history not for what he did, but for what he failed to do. If we go back over Pope Pius' encyclicals and letters and speeches, we are surprised at how often and how vividly he has warned the world against the menace of Communism. He was Apostolic Nuncio to Russia, and he was in Warsaw when hell stormed against the walls of the city—and he knows. But some day, when it may be too late, the world is going to recognize the farsightedness of the pope who failed.

A DOUBLE CHALLENGE

They are now at the post, each a beautiful mare,
Of the dangers ahead they are quite unaware,
Eager to go, they pull on the bit,
While four little jockeys, gracefully sit.

Ambition is nervous, and eager to start,
Hardship and weariness refuse to part,
Courage stands just a little aside,
Awaiting the gong, but quite satisfied.

They are off — Ambition has taken the lead,
But Hardship is out, to stop her great speed,
Weariness next, in the third place,
Courage is last, but she's got a nice pace.

Ambition has lead, for the first half mile,
But Hardship and Weariness are showing great style,
Ambition is weakening, under the strain,
Courage is coming, she's beginning to gain.

Now Hardship is leading them all by a neck,
Weariness is making, of ambition, a wreck,
But don't forget, Courage is still in the race,
And now just watch, that little mare pace.

Ambition has failed, on the last curve,
Hardship and Weariness have caused her to swerve,
But Courage has taken that corner with ease,
Now watch her come, as she gains by degrees.

On the homestretch—Courage now takes the lead,
For Hardship, and Weariness can't hold their speed,
They stopped Ambition's upward climb,
But courage will defeat them every time.

Josephine Lekwivetz, Lang, Sask.

* * *

THE SHARPSHOOTER

People are only great when they are kind.
Life isn't in holding a good hand, but in playing a poor hand well.
A friend is one who knows all about you and loves you just the same.
God breaks hearts to make them.
Properly influenced and wisely led, youth would reform the world in one generation.

Catholic Extremism

Thoughts from the pamphlet of this name by Paul H. Furfey

LOYAL Catholics may be divided into two groups:

1. The Compromising Catholic, the so-called moderate Catholic;

2. The Extremist Catholic who hates compromise and pussyfooting.

The Moderate Catholic believes in charity towards the negro, but refuses to accept him as his equal. He preaches world peace but will never dare say anything that might offend the militarists. He talks about a just living wage for the working man, but is very careful not to apply his teaching to this or that strike. He discusses social justice; at the same time caters to wealthy men and politicians. He is proud of his prudence; praises himself for being broadminded; he fears to be rash or extreme.

The outspoken Catholic frankly admits that he is an idealist and that the great masses will never accept his standards of truth and justice. He expects greater help from God than from politicians. Whatever may come, he is ready to practice charity and justice. He is shocked at the way the negro is treated. He looks upon social work and relief as very poor substitutes for charity.

1. The moderate advocates: we must not antagonize the world; we should rather co-operate as far as we can without committing mortal sin. He believes, therefore, in the kind of Catholic Action which the world will tolerate even if it does not approve. He is always prepared to compromise. He strikes a shrewd bargain with the world. He agrees not to urge certain forms of Catholic Action, if the world will make certain concessions in return. This compromise takes in a large field. It takes in:

a) **The political compromise:**

The compromising Catholic agrees not to protest too much against extreme nationalism, the unfair treatment of minorities, the unjust distribution of wealth and income. If he does protest, he limits himself to empty words. In return he will expect that legislators and politicians guarantee us freedom of worship, freedom in our parochial schools, respect for the Catholic teaching concerning birth control. He may even succeed in getting a few harmless concessions for social justice, such as inadequate social insurance.

b) **The personal compromise:**

The moderate Catholic promises not to criticize our most scandalous millionaires, especially when they are Catholics. He even honors such men; accepts money from them; appoints them to trusteeships. In return he expects from them respect for himself, for the Clergy and Catholic institutions.

c) **The social work compromise:**

The moderate Catholic agrees to limit his social work to the distribution of relief, the care of delinquent children, and the like. He is allowed to fight for social legislation if it is fairly harmless to the world. At the same time, he agrees not to criticize the social economic system which has made wide-spread want inevitable. In return for his compromise, the moderate Catholic receives large contributions from worldly men for his pet charities, and is allowed to be a member of the local community Chest.

2) What then does the outspoken extremist Catholic stand for?

The outspoken Catholic wants nothing of compromise; the only satisfactory program for him is that of living the Doctrine of the Mystical Body of Christ. He proclaims all the teachings of the Church even if the world cares not for them. He is not afraid to criticize powerful monopolies and men for their injustice. He is not disposed to flatter the rich. He rejoices in being looked upon as a champion of the worker and the poor, who cannot help themselves. He looks not for praise from the world. He is mindful of the words of Christ: "Woe to you when men shall bless you."

Which of the two is nearer to the teaching of Christ? Let us see.

Jesus lived in a time which was much like ours. The world was divided into classes, the rich and the poor, the powerful and the weak. The poor were desperate; they were ready to listen to any leader, whether good or bad, who would voice their discontent and promise them salvation. The rich and powerful were afraid of a revolution, and no wonder.

It was then that the Saviour was born. During His whole life He was opposed to the "upper" selfish classes, opposed to those who oppressed the poor. He, the King of heaven and earth, was born in a stable. He was born poorer than the poorest of the poor. Having lived in poverty for 30 years, the first public act of His Ministry was directed against those who oppressed the poor. He drove the money changers from the Temple of God. He raised the lash against them. The upper selfish class hated Him for that act. His followers were too numerous to allow them to harm the Master. They began, therefore, a whispering campaign against Him: "Why doth your Master eat with publicans and sinners?" Opposition soon became so strong, that our Lord was no longer able to preach freely in public. There followed for Him a period of wanderings; He lived largely in retirement, devoting His time

to the spiritual formation of His apostles. It was thus that Jesus first showed the moderate Catholic, a mystery, the mystery of success through failure. He was indeed to be a King, but His throne was to be a cross. He was to end the wrongs of the poor, but He would do so by failure.

After this, events moved swiftly. When Jesus visited Jerusalem during the last year of His life, the combine of rich men and politicians and hypocrites showed their open enmity. This was the period of hairbreath escapes. In the 7th Chapter of St. John's Gospel, we read how the rulers and the pharisees sent hired thugs to catch our Lord; but the hired thugs were overawed and returned shamefacedly. The pharisees answered them: "Are you also seduced? . . ." Here we see an unholy alliance between power and learning. The rich and the powerful are quite sure of themselves and their "laissez-faire" doctrine especially when they are supported by the socalled learned. They therefore used the only argument that the enemy can use against justice and truth: they sneered at Christ's doctrine.

Finally the climax came. As the Passover of the year 30 drew near, Our Lord had a decision to make. Should He attend this feast or not? To do so, meant certain death. He chose death; not because it was absolutely necessary for our salvation, but because in His love for us, He wished also to teach us the mystery of salvation, the mystery of success through failure. This He did in a most dramatic manner.

Christ died for us of His own free will. But why was He condemned to die? He was the Saviour of the masses; He made the blind see and the lame walk; He was their greatest friend and benefactor. Why should He be condemned to die? If you have read the newspapers the last few years and noted the persecution of truth and justice, the death of hundreds of thousands for the sake of justice and truth, for Christ's sake, in Spain, Russia, Mexico and elsewhere, you need no longer wonder. Christ was condemned because He committed the unforgiveable crime of denouncing, in no uncertain terms, social injustice. He did so, not in moderation, not tactfully nor in polished phrases—but most strongly. He said amongst other things: "Woe to you Scribes and Pharisees, hypocrites; because you tithe mint . . ., and have left the weightier things of the law: judgment, and mercy, and faith. These things you ought to have done . . . Blind guides, who strain out a gnat, and swallow a camel . . . . You serpents, generation of vipers, how will you flee from the judgment of hell?" Matt. 23:23. The world will never pardon language like that. The world has only one answer to such arguments — first ridicule, then persecution, and finally death.

The Jews therefore brought Him before Pilate, saying: "We have found this man perverting our nation, and forbidding to give tribute to Caesar, and saying that He is Christ the King." The Jews were accusing Christ of preaching a social doctrine which was against selfish interests. Truly He had put Himself forward as Christ the King. And for this He died. He was killed by the Jews because He denounced social injustice; but by His death, He has shown us how to overcome the world, namely by the mystery of suffering, through the mystery of success through failure. The Cross shows us the emptiness of worldly prudence. The Cross is therefore, and must always be our program of Catholic Action.

—Thoughts from "Catholic Extremism", a pamphlet by Paul H. Furfey.

RANDOM SHOTS

To generate the steam used by U.S. locomotives simply for blowing their whistles costs nearly $7,000,000 a year.

* * *

The term ballyhoo is derived from the Irish town of Ballyhooley, famed for its fierce party battles and the picturesque flow of language developed on those occasions.

* * *

All the Semitic languages, except the modern Ethiopic, are written from right to left. And all other written languages of the world read from left to right, except Chinese and Japanese, which read from top to bottom and in columns from right to left.

* * *

Distinction: Three ministers' sons became president of the U.S.: Woodrow Wilson, Grover Cleveland and Chester A. Arthur. . . . the Mongolian camel, which will carry a quarter-of-a-ton load 700 miles in 10 days without having a particle of food or a drop to drink for the entire route. . . .

* * *

Mussolini opened the Munich Conference with the words, "Gentlemen, we are here to save the lives of millions of the youth of Europe. Let us put out of our minds all secondary interests and aim only at a just settlement on the principle of the self-determination of peoples. Let us not break up this conference until we can part in agreement."

* * *

If we want peace and justice . . . we must destroy the monopoly of credit and rebuild the institution of property.—Christopher Hollis.

* * *

Control of the exchange medium would mean control of the world.—Amschel Rothschild.

* * *

Men no longer object to the Church because of the way they think, but because of the way they live: They no longer have difficulty with her creed but with her commandments.—Msgr. Sheen.

* * *

You can't do wrong and get by, no matter how much you try. Everything hidden, God can see.

* * *

Stop eating your heart out with self-pity, that malady which comes from plain selfishness.

* * *

You can't fight God and win.
You alone have everything to lose.
God, however, will not let you go so easily.
He may send trials and suffering to crush your pride.
He may shower upon you greater love.
He cannot let you go; He died so that you might live.
He is indeed a God of Mercy and Forgiveness.
"And if your sins '. . . be as scarlet . . . .
You will be made as white as snow."



ASK ME ANOTHER

QUESTION BOX
Conducted by
PROFESSOR WISEMAN

Q.—Is the devil responsible for all sins?

A.—Indirectly, yes, for he caused the fall of our first parents. Directly, no. Scripture tells us that the three great enemies of man's soul are the world, the flesh, and the devil. Men sin for mere worldly prosperity, or induced by sensual pleasure. At times, however, Satan directly tempts them. But Satan can do no more than suggest evil to our will; he cannot compel our assent. Man can always refuse consent to evil by the help of God's grace. "God is faithful, who will not suffer you to be tempted above that which you are able." I. Cor. X., 13.

* * *

Q.—Convents should be open to public inspection.

A.—Inspection of what? Even if admission were free to the public, the public would not wish to inspect convents. It is rather dreary work to walk through empty corridors, inspect ordinary kitchen tables, wooden chairs, and bedrooms which differ little from the common boarding-house variety. In fact it would be a pity to destroy your ideals. All your delight in the idea of inspecting convents is based upon what you imagine you would find and which in reality does not exist. Where ignorance is bliss, it is folly to be wise. An actual visit of inspection would only mean the destruction of your castles in the air. Surely you would prefer not to be illusioned by the finding of nothing blameworthy in convents.

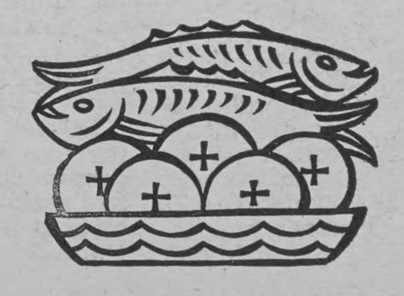
Q. — Has not the Catholic Church added dogma after dogma, of which the early Christians knew nothing?

A. — The Church has never added a single teaching of dogmatic value which was not contained in the original teachings of the Apostles. Where doubts have arisen, she has officially defined the right doctrine, not giving a new doctrine, but clearly expressing the exact significance of the old doctrine. And that is exactly what a teaching Church is for. Meantime the early Christians, by believing in the doctrines of Christ, believed these truths also at least implicitly, though they could quite well have been ignorant of the later terms used to describe them.

* * *

Q.—May a Catholic act as best man or bridesmaid to a non-Catholic wedding?

A.—A Catholic may not act as an official witness. A wedding in a church is not a merely social event; it is also a religious ceremony. Though non-Catholics may not see it, the Catholic position is alone logical. Protestants should choose witnesses of their own faith and spare Catholics the pain of having to refuse.



Have You Forgotten the Pin?

Why is a locomotive like a belle? — **She scatters the sparks and transports the mails.**

*

In what key should a man propose to a girl? — **Be mine, ah (B minor).**

SPAIN IN EUROPE

by Rev. Frank Gerein, D.D.

I.

THE character of the Spanish people, like the physical characteristics of the Iberian peninsula, differs considerably from that of other European nations. So many influences have contributed to Spanish development, that a knowledge of Spain's background is essential to the understanding of its people, its political rivalries, its economic state and its religious sentiments.

For manifold reasons Spain has been isolated and more or less ignored in international affairs for a long time. The importance of Spain as a European nation has been consistently deprecated. Anglo-Saxon, indeed all northern European, nations seem to have deliberately connived to keep their people in ignorance about Spain, its people, history and achievements. It needed the cataclysm of a fratricidal war to force a reluctant world to study Spain, its potential wealth and strategic position among the world's nations.

For Spain lies at the crossroads of the world's traffic. Around it pass the "life-lines" of the great democracies, Great Britain and France. Across it Europe merges into Africa, and every African threat to Europe has entered through Spain. Around it also, eddies the commerce of the Mediterranean and Africa. South America, with a kindred culture and Spanish sympathies, finds its most natural and direct route into Europe through Spain. Hence, the strategical position of Spain has become more generally appreciated of recent years. A factor which contributed to this general recognition is aviation and other improved transportation facilities.

The topography of Spain lends itself peculiarly to military defense as well as political isolation. In the extreme Southwest of Europe, the Iberian peninsula is surrounded by water except in the North where the 250 mile Pyrenee mountain range places a natural boundary between France and Spain. The country is one of the world"s most mountainous, this making its people insular. For travel across ranges of mountains presents difficulties which deter people from travel and intercourse between the different parts of the country. Thus we can explain the autonomous tendencies of the Basques and the Catalans.

A mountainous country, Spain is rich in natural resources. Owing to lack of suitable coal and also due to the absence of good transportation facilities, these resources have not been adequately developed. However, during the dictatorship of Primo de Rivero, 1923—1930, numerous public works were undertaken and much development of natural resources was initiated.

The country in general is not fertile; parts are almost desert-like in their aridity. Though there are some plains, most of Spain's land consists of long slopes on mountain sides or valleys at their base. Much of this land is therefore given to pastoral pursuits such as sheep and cattle raising. Some cereal grains and considerable fruit is grown. A large export business in wines has developed out of the latter. A hard Spanish oak tree, cork trees and a pine tree which flourishes in the sand, are about the only forest products.

In 1936, Spain had a population of about 26 million only, though it is the third largest country in Europe. Its mountainous character, and the want of fertile land, make life arduous for even this relatively small population. The standard of living is lower also than in most other countries.

Numerous strains of blood have mingled to produce the Spaniard of our day. In pre-Christian times, the Phoenicians and Carthaginians from Africa, Greek traders from Greece and the Romans from Italy, all successively invaded Spain and left their imprint on the original Celt-Iberian people. From the fifth to the eighth century various barbarian nations, notably the Vandals, Suevi and Visigoths, added their characteristics. Early in the eighth century came the Mohammedan Moors from Africa and for 750 years dominated the land, leaving a permanent impression on the Spanish character. All these influences blended to make the Spaniard individualistic, hardy, industrious, thrifty, sociable, honorable and fanatically Catholic. Though gay by disposition, the Spaniard is not inclined to levity.

With the exception of some 30,000, the people of Spain are all at least nominally Catholics. The faith was introduced in the first century, St. James and even St. Paul being credited with the introduction of Christianity. Ever since, the Spanish people have been loyal children and champions of Catholicity in this outpost of Europe, again and again shedding their blood or braving extreme danger to push the frontiers of the faith into infidel lands.

Until 1492, when the Moorish domination was finally ended, all Spain was never united under a single sovereign. This was the momentuous achievement of Ferdinand and Isabella. Thenceforth, Spain was united by a threefold bond: the Monarchy, the Catholic Religion and the Nation's past great history and achievements. At different stages during the last 150 years, determined efforts were made to establish a republican form of government in the country, but it always gave way to the restoration of the Monarchy. The Catholic Church has also been frequently attacked, especially by the Mohammedans, but the Spaniards always proved steadfast in their attachment to their religious heritage. In the present catastrophic war all three bonds of Spanish unity are being menaced. General Franco's appeal to patriotism and to their Catholic faith has reunited and rallied the Spanish people to the defense of these bonds of their unity. Even the restoration of the Monarchy is more than a remote possibility, for the Spaniard is jealous of tradition and supremely conscious of Spain's glorious past under the Monarchy.

Such briefly is the background of Spain's people and of the Spanish nation. To understand present conditions, chaotic though they be, and to justly evaluate the conflicting reports which emanate from the war-torn land, a knowledge of these is indispensible.

The Rambler......

A DISGUSTING FACT

The day following the death of the Pope the paper "Der Angriff" vilely and abusively attacked him in a lengthy article. Why is it that among all papers, this had to be the only one that threw stones at the dead? Had we been able to make a survey of all papers of the world we would probably have found that almost without exception, each paper paid its tribute to the memory of a man, outstanding for his intellectual attainments, remarkable for his energy and untiring zeal, beloved for his simplicity, his kindness, his saintly life. Each paper, that is, except "Der Angriff". Face to face with this fact the reasonable man will inevitably ask himself why this was. From a purely human and rational view point must we not say that if thousands agree concerning something, and one individual presumes to disagree, that one individual is wrong. Shall it be asked why "Der Angriff" attacked the Pope? Was it because it proposes a better, a more reasonable solution to world problems than that proposed by Pius XI? Or was it simply the outburst of a mind filled with hatred and jealousy, clouded by personal grievance? Certainly not the former.

It is unnecessary to answer the accusations made by "Der Angriff". The answers are easy. But of what use would this be?

* * *

THE SESSION OF PARLIAMENT

Were we to judge from the newspaper reports of the current session such as the Leader-Post, the Regina Daily Star and the Saskatoon Star, we would inevitably be compelled to think that our parliaments are sessions of school boys, assembled to throw mud at one another. In an editorial of the issue of Feb. 14, the Leader-Post stressed precisely this. The gist of the editorial, that if members "talked" less and "did" more our country and our province would be in much better condition. Is all this necessary? Is this Democracy? Then surely can be said:

"Oh democracy, sweet mystery of trash and tripe, I've found thee."

Why must the government contiunally ignore or sidetrack the burning issues of the day: unemployment, education, the exploïtation of the farmer, of the poor working man, the legalized robbery perpetrated by the banks and by finance companies?

There is growing among people today a distrust of politics and politicians. Many consider politics simply as a "means" of personal advancement or gain.

And what is parliament doing about all this?

* * *

RADIO TALENT SEARCH

The Leader-Post broadcasting station sponsors these "talent" searches in small towns of Saskatchewan. Recently one was held at Dilke. It was a thorough success, even as far as "talent" is concerned. Why do not all towns follow suit? Why not have these "talent" contests often? They promote interest in the more worthwhile things of life, and give people something to think about.

PROSPERITY FOR THE WEST

Western Canadians depend upon the farmer, simply because the West is agricultural . If the farmer is prosperous he can buy food, clothing, machinery, cars, etc. He can pay his taxes. He keeps the wheels of business going. But this means that the farmer must have money. And the only way he can get money is from the sale of his wheat and other farm produce. But if he gets nothing for his crops — he goes more and more deeply into debt. He is forced finally to accept relief.

Therefore — assure the farmer a fair, a just price for his wheat. Let the government fix the price of wheat. There is much talk about "dollar" wheat. Why not fix the price at one dollar per bushel with prices for coarse grains set accordingly?

Give the farmer a square deal! Fight for a square deal for the farmer.

* * *

THE QUINTS' DOCTOR

A quotation in Jan. 4th Winnipeg Free Press tells of the help Doctor Dafoe finds in recommending religion to mothers. It gives generous credit to priests whom the Doctor made it a habit of taking with him on his sick-calls. Doctor Dafoe says: "Mankind isn't all animal, remember that. There come times when the soul needs to be strengthened. With a woman about to have a child, this is especially true because within her she has a second soul — that of her unborn child. I feel that there isn't enough religion taught nowadays, and we are suffering for it . . . You know, the doctor and the men of God in the community, work together a great deal more than people suppose . . . So you see, when I tell the expectant mother she can get strength from religion, I know what I am talking about. Remember, too, when your child is born, the teaching of your faith to him is more important than any other education."
—Quote from Prairie Messenger, Jan. 18, 1938.

* * *

More souls are lost to the Church each year through mixed marriages, than are gained throughout the whole world through the united efforts of all missionaries in foreign lands.
—Pastoral of German Bishops.

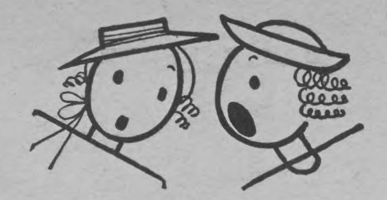
* * *

"Down With Spain"?

When the Popular Front got into power in Spain, an army was formed. Its soldiers paraded under the red flag of the hammer and sickle. They marched through the streets of the cities of Spain, with clenched fists, singing the Red Internationale and shouting, at the top of their voices: **"Down with Spain; Long live Russia!"**

The opposition was forbidden to hold a single meeting of protest; the press was muzzled; all other parties were broken up; the leaders were thrown into prison, and later "liquidated".

Detailed instructions for the revolution came directly from headquarters — from the Third Internationale in Moscow.

DID YOU  HEAR THESE?

You Will Find This Tiring.

A motorist who was anxious that no one tire on his car would receive more wear than another, kept changing around his tires, including his spare one so that at the end of the year each tire had been used exactly the same. The car went 10,000 miles—how far did each tire go?

Answer: As there are four wheels and the car went 10,000 miles, then the total distance covered by all wheels was 40,000 miles. As each wheel had a tire on it and as each tire went exactly the same distance, then the distance covered by each tire must be 40,000 miles divided by 5 — or 8,000 miles.

* * *

From earliest times the rose has been the symbol of silence and secrecy, and anything heard "sub rosa", or under the rose, was supposed to be held in confidence. The Athenians wore the flower in their hair when telling secrets and, during the Middle Ages, countless banquet halls and dining rooms had roses painted on the ceilings as a reminder to guests. In the 16th century, roses were even hung over many confessionals.

* * *

Too Pernickety.

Employer (to applicant who has handed in references from three clergymen) — We don't work on Sunday. Haven't you a reference from some one who sees you on week-days?

"Has she kept her girlish figure?"

"Kept it? Man, she has doubled it."—Echo, Cardiff.

* * *

A woman looks at a secret in two ways—either it is not worth keeping, or it is too good to be kept.

* * *

Wife: "Is everything shut up for the night, dear?"

Husband: "Everything else, dear."

* * *

Although the movies have become the world's most popular form of entertainment since the first public picture show was presented in New York City in 1896, the number of living persons who have never yet seen a movie is estimated at 475,000,000, or nearly one quarter of the

* * *

John: Hey! What's a chain store?

Joe: A place where you buy a marriage license.

* * *

Henry: You say you flunked in French—I can't understand it.

Karl: Neither can I. That's why I flunked.

What about that Pin?

He Should Know.

An artist had just read a story through, and was about to begin illustrating it for a magazine.

"I say," he said to his wife, "this story is supposed to have happened in 1934. Now, what were dresses like four years ago?"

His wife threw him a bitter glance. "Like mine!" she retorted.

* * *

Try an Expert.

Reporter: "I'd like some advice, sir, on how to run a newspaper."

Editor: "You've come to the wrong person, son. Ask one of my subscribers."